

1,60 DM / Band 237
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Mit Mörderblick und Todeslächeln

Belgien F 35 / Frankreich F 5.- / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande 12.- / Schweden kr 5.- i.m. / Spanien P 80



Mit Mörderblick und Todeslächeln

John Sinclair Nr. 237

Teil 1/3

von Jason Dark

erschienen am 18.01.1983

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Mit Mörderblick und Todeslächeln

Als Maria Ketto die Kühlschranktür öffnete, war noch alles normal. Nichts deutete an, daß sich in der Küche des Restaurants etwas verändern konnte. Die junge Frau wollte nach der großen Dose mit den Bohnen greifen. Ihre Finger berührten den Gegenstand auch schon, als sie das Grauen mit der Wucht eines Explosionsdrucks traf. Neben der Dose stand ein Kopf.

Maria Ketto schrie…

Der Mann hieß Alan Hale, sah aus wie ein kanadischer Holzfäller, aber er hatte Hände, die eines Klavierspielers würdig waren, so feingliedrig und gepflegt, waren sie.

Hale gehörte zu den Spezialisten bei Scotland Yard. Alles, was mit Waffen zu tun hatte, fiel in seinen Zuständigkeitsbereich. Zudem war er noch ein Bastler und Tüftler, der aus einer zerstörten Waschmaschine ein Radio bauen konnte.

Als ich ihm gegenüberstand, da grinste er und warf mir lässig eine Maschinenpistole zu. »Hier, Sinclair, fang auf!«

Ich schnappte zu. Fast hätte mir das Metall noch einen Finger geprellt, so heftig hatte Hale geworfen. Es war eine israelische Waffe, eine UZI, die ich da hielt.

»Und?« fragte ich.

»Du kannst schießen, Sinclair!«

»Auf dich?« Ich grinste.

»Auch das, wenn ich meine Kugelsichere anhabe. Aber die hängt an der Tür zum Schlafzimmerschrank, nachdem letzte Woche drei meiner Gespielinnen Flaks mit ins Bett nahmen. Ansonsten will ich noch gern leben.« Sein breites Gesicht mit den eckig zulaufenden Wangenknochen verzog sich. Er war ein Typ, der besser in eine Teestube gepaßt hätte als in den Schießkeller des Yards. Er hatte langes Haar und wirkte wie ein alter Hippie, der noch aus den seligen Tagen von Frisco zurückgeblieben war. Am rechten Rand der Schießbahn ging er in den Hintergrund des schmalen Raums, der an einen Schlauch erinnerte und mit schallgedämpften Wänden ausgestattet war. Schalldicht war auch die Tür, die plötzlich geöffnet wurde. Ein weiterer Mann betrat die unterirdische Schießanlage.

Es war Suko, mein Freund und Kollege. Er hatte sich ein wenig verspätet, aber auch er war von Sir James, unserem Chef, in den Keller geschickt worden.

Der Alte schaute selbst auch zu. Er sah sich die Szenen jedoch auf dem Monitor an, denn das Geschehen im Keller konnte von Kameras erfaßt werden.

Ich hatte keine Ahnung, um was es eigentlich ging. Sir James hatte sehr geheimnisvoll getan und nicht einmal Andeutungen gemacht, so daß wir uns vorkamen wie die Kinder kurz vor der Bescherung.

»Was wird hier eigentlich gespielt?« erkundigte sich Suko.

»Weiß ich nicht.«

Der Chinese runzelte die Stirn. »Sollen wir Schießen üben?«

»Möglich.«

Wir beide wurden abgelenkt, denn wir hörten die Stimme unseres Kollegen. Er hatte inzwischen das Ende der Schießbahn erreicht.

Auf einem Podest stand ein Kasten. Wir wußten nicht, was er verdeckte, aber er mußte mit unserem Fall zu tun haben.

»Kommt ruhig bis zur zweiten Absperrung vor«, rief er »da könnt ihr besser sehen.«

Wir hoben die Schultern und taten ihm den Gefallen. Hale machte es wirklich spannend. Er schien es zu genießen, im Mittelpunkt zu stehen.

Wir erreichten die Absperrung und harrten der Dinge, die da unweigerlich auf uns zukamen.

»Achtung, Freunde, noch nicht schießen! Erst sollt ihr euer Ziel sehen.«

Hale lachte und hob gleichzeitig den Kasten in die Höhe.

Wir hatten freien Blick auf den bisher verdeckt gebliebenen Gegenstand.

Unsere Augen wurden groß. Beide schluckten wir, denn was der Kasten bisher verdeckt hatte, war schaurig.

Vor uns stand ein menschlicher Kopf!

***

Sekundenlang sprachen wir kein Wort. Alan Hale sah uns die Überraschung an und lachte lauthals. »Ist doch was, nicht wahr?«

Ich war leicht sauer. »Was soll denn der Unsinn?«

»Das ist euer Ziel.«

»Wir schießen nicht auf Köpfe«, erklärte Suko.

Hale schüttelte seinen eigenen. »Dies ist aber ein besonderer Kopf, meine Freunde. Und euer Chef, der gute Sir James, hatte den Auftrag gegeben, einmal draufzuschießen. Die Chance bekommt nicht jeder.«

»Was soll das?«

»Sinclair, du mußt schießen. Alles andere sehen wir später. Dafür hast du ja die MPi. Okay?«

»Meinetwegen.«

»Wunderbar.« Alan Hale winkte uns zu und verschwand rechts des Ziels hinter einer in einer Nische liegenden Tür. Sie führte zu einer kleinen Kabine. Dort saß der Aufpasser und beobachtete die Leistungen des Schützen.

»Schieß doch«, murmelte Suko.

Ich nickte und schaute mir den Kopf an. Uns trennte eine ziemliche Distanz. Es waren bestimmt zwanzig Schritte. Der Kopf gehörte einem Mann. Er hatte hellblondes Haar. Sein Gesicht schien mir rötlich zu sein.

Ich glaubte natürlich nicht, einen echten vor mir zu haben, aber man konnte ja nie wissen.

Wieder hörten wir Hales Stimme. Diesmal allerdings durch einen Lautsprecher.

»Alles klar, Sinclair?«

»Sicher!«

»Dann drück mal ab, Geisterjäger. Schieß den verdammten Schädel in Stücke.« Er lachte.

Irgendwie war mir nicht wohl bei der Sache. Ich wußte überhaupt nicht, was das alles für einen Sinn haben sollte. Da hatte jemand hinter unserem Rücken eine Suppe gekocht, die wir jetzt auslöffeln sollten.

Nein, das war nichts für mich.

Suko stieß mich an. »Mach schon, John. Langsam werde auch ich gespannt.«

»Wie du willst.« Ich stellte mich so hin, daß ich einen guten Halt bekam, und zielte genau.

Dann drückte ich ab.

Die UZI schleuderte ihr Blei aus. Ich hatte keine Ohrenschützer aufgesetzt. Der Lärm war kaum auszuhalten. Ich sah, wie die Kugeln in den Kopf hieben, ihn jedoch nicht von seiner Unterlage hinunterstießen.

Der Kopf wurde zerfetzt!

Die Kugeln schlugen in ihn hinein, rissen ihn auseinander, und mir kam er vor, als wäre er aus hartem Teig. Da flogen Stücke weg. Ganze Brocken wurden durch die Luft gefegt, die Schädeldecke flog weg. Das Gesicht war ebenfalls kaum zu erkennen.

Ich ließ die Waffe sinken.

Gleichzeitig hörte ich auch die Stimme des Schußwaffenexperten. »Das reicht auch.«

Tief atmete ich ein. Neben mir bewegte sich Suko. Der Inspektor meinte:

»Jetzt bin ich mal gespannt.«

Das war ich auch. Sogar sehr, aber ich wartete erst einmal Alan Hales Aufforderungen ab. Hier unten war er der Boß. Dafür legte ich die Maschinenpistole weg.

Hale sprach mich wieder über den Lautsprecher an. »Kommen Sie näher, Sinclair. Und bringen Sie Suko mit.«

Ich mußte grinsen. Hale siezte und duzte die Kollegen, wie es ihm gerade einfiel.

Suko und ich schritten neben der Bahn durch die Gasse, um uns den zerschossenen Kopf näher zu betrachten.

Zerschossen war er in der Tat. Da gab es nichts mehr, was noch heil geblieben war. Augen, Nase, Ohren, Kinn, all die hervorstechenden Merkmale waren nicht mehr zu erkennen, nur noch eine zerfetzte Masse.

Zudem war der Kopf umgekippt. Er lag auf der Seite, und wir konnten sogar in seinen zerschossenen Kopf hineinschauen.

Hatte ich zu Beginn noch die Befürchtung gehabt, einen menschlichen Schädel als Ziel zu haben, so wurde ich jetzt eines

Besseren belehrt.
Das war kein normaler Schädel, sondern ein Kunstkopf, denn wir schauten auf einen Wirrwarr von Drähten, kleinen Spulen und Chips.
Das alles war natürlich von meinen Kugeln zerstört worden. Sie hatten es restlos vernichtet.
Ich drückte mit dem Finger dorthin, wo mal die Nase gesessen hatte. Da fühlte ich noch etwas von der Haut. Ich konnte sie sogar einbeulen, wenn ich den Druck verstärkte, und sie fühlte sich seltsamerweise wie echte Haut an.
Das hatte ich auch noch nicht erlebt und zeigte mich dementsprechend überrascht.
»Verstehst du das?« fragte ich Suko.
»Nein, aber ich habe da ein komisches Gefühl.«
»Welches?«
»Denk mal zurück, als du Destero erledigt hast. Er war ein Roboter!«
Da hatte Suko recht. Plötzlich wurde es mir ein wenig schummrig zumute. Sicher, Destero war ein Roboter gewesen. Er bestand aus seltsamen Metallinnereien, die mit einer hautähnlichen Masse überzogen worden waren. Asmodina mußte ihn geschaffen haben, und wenn ich mir diesen zerschossenen Schädel so ansah, dann konnte man durchaus Parallelen ziehen. Hatten wir es jetzt mit Asmodinas Erbe zu tun bekommen?
Soweit wollte ich nicht gehen, sondern wartete ab, was Alan Hale zu sagen hatte. Er öffnete die Tür, grinste und stellte sich in Positur, wobei er beide Hände in die Hüfte stützte. »Na, ihr beiden Geisterjäger?« höhnte er. »Was sagt ihr dazu?«
»Recht beeindruckend.«
»Ja, das stimmt. Ein toller Kopf, nicht wahr.« Er strich leicht über die Reste.
»Hättet ihr damit gerechnet, daß er einmal so zerfallen könnte. Ein Wunderwerk der Technik — möglicherweise.«
»Wieso möglicherweise?« hakte ich nach.
»Ich habe ihn zuvor genau untersucht. Ihr wißt, daß ich mich mit diesen Basteleien beschäftige. Trotz der Technik konnte der Kopf nicht leben, nicht die Reaktionen ausführen, die er ausgeführt hat. Da muß noch etwas anderes mit im Spiel sein.«
»Was denn?« fragte Suko.
»Das sollt ihr herausfinden.«
»Schwarze Magie«, murmelte ich und schüttelte gleichzeitig den Kopf, als der Experte mich erstaunt anschaute.
»Davon halte ich nichts.«
»Wir auch nicht«, erwiderte ich, »aber wir sind nun mal gezwungen, uns damit zu beschäftigen.«
»Mein Job ist hiermit beendet«, erklärte uns der Kollege. »Alles

andere müßt ihr ausbaden.«

Damit wurden wir schon kurz nach seiner Antwort konfrontiert, denn aus dem Lautsprecher drang eine uns sehr bekannte Stimme. Sir James Powell, unser Chef, wünschte, uns zu sehen. Er teilte uns auch mit, wo wir ihn finden konnten.

»Das ist ganz in der Nähe, Freunde«, sagte Alan Hale. Er erklärte uns den Weg.

Wir zogen ab. Suko war sehr nachdenklich. Er hatte den Kopf gesenkt und schaute zu Boden.

»Hast du was?« fragte ich.

»Ja. Das gibt Ärger. Ich habe das Gefühl, daß uns noch einiges ins Haus steht.«

Suko sprach aus Erfahrung. Ich wollte ihm da nicht widersprechen. Ein besonders gutes Gefühl hatte ich allerdings auch nicht bei der Sache. Da war ich ehrlich genug, dies zuzugeben.

Sir James erwartete uns in einem kleinen Büro. Er hockte hinter einem Mini-Schreibtisch, auf dem ein Monitor stand. Zum Glück gab es noch zwei Stühle. So brauchten wir nicht stehen zubleiben.

Er forderte uns auf, Platz zu nehmen, und schaute uns dann aus seinen großen Eulenaugen an. Gut schien es ihm nicht zu gehen, denn er machte einen müden Eindruck.

»Während Sie in Rio waren, haben wir hier gearbeitet«, erklärte er zur Einleitung.

Das konnte ich nicht auf uns sitzenlassen. »Sir, ich soll Sie aus Rio grüßen.«

»Wirklich? Von wem?«

»Von den Bikini-Mädchen an der Copa Cabana. Die haben immer nach Ihnen gefragt, während wir uns mit den braunen Schönheiten vergnügt haben. Rio war tatsächlich toll.«

Der Alte zog einen Flunsch. Er wußte genau, daß wir in Rio hart geschuftet hatten. Wahrscheinlich hatte er sich darüber geärgert, daß hier in London während unserer Abwesenheit etwas passiert war, wofür wir wirklich nichts konnten.

»Kommen wir zu dem Kopf«, sagte er und schaute uns dabei an, als würde er von Suko und mir sofort die Lösung des Falles erwarten.

»Wir haben ihn zerschossen«, stellte ich fest.

»Ja, das sah ich. Ihnen wird auch nicht entgangen sein, daß es sich dabei um einen künstlichen Schädel gehandelt hat.«

»So ist es, Sir.«

»Leider müssen wir davon ausgehen, daß dieser Kopf nicht der einzige ist, der in London existiert. Vielleicht gehört dazu noch ein künstlicher Körper. Wer kann das wissen? Ihre Aufgabe ist es, alle Köpfe und auch Körper zu finden. Das einmal grob gesagt.«

»Gibt es Hinweise?« schaltete sich Suko ein.

»Kaum. Dieser künstliche Kopf wurde in der Küche eines Restaurants gefunden.«

Ich schluckte und nahm mir vor, dort nie zu essen, wenn ich den Namen erfahren hatte.

»Zuerst dachte man wirklich, es mit einem echten zu tun zu haben. Das erwies sich als Irrtum. Dieser Kopf ist künstlich, und es drängt sich eine gewisse Parallele zu einem Fall auf, der nicht einmal sehr lange zurückliegt.«

»Destero«, sagte Suko.

»Genau. Ich glaube, daß der Kopf kein Erbe des vernichteten Mr. Mondo ist, der ja auch künstliche Menschen hergestellt hat, sondern auf Destero zurückgeht.«

Damit war ich nicht einverstanden. »Das, Sir, glaube ich wieder nicht. Destero war auch nur ein Handlanger von Asmodina. Dies sollten wir nicht vergessen.«

»Aber sie existiert auch nicht mehr.«

Ich nickte. »Richtig, Sir. Vielleicht ihr Erbe. Es kann doch sein, daß sie jemanden angeheuert hat, der für sie die Köpfen herstellt, und nicht nur das, sondern auch künstliche Menschen. Er hat so lange gewartet, bis die Zeit reif war, um nun zuzuschlagen.«

»Das befürchte ich auch. Deshalb müssen wir unbedingt etwas tun.«

»Wie hieß denn das Lokal, in dem der Kopf gefunden worden ist?« fragte Suko. »Pußta-Mühle.«

»Ein Balkan-Restaurant?«

»Ja.«

»Und wo liegt es?«

Mein Chef schaute mich an. »Etwas außerhalb von London. In einer alten Mühle.«

Ich blickte Suko an. »Schätze, daß wir uns dort einmal genauer umsehen!«

Der Meinung war mein Partner auch. Ich wollte noch wissen, ob man das Personal und die Gäste unter die Lupe genommen hatte.

»Wir haben natürlich Nachforschungen angestellt«, erklärte mein Chef, »aber die sind so ziemlich im Sand verlaufen. In der Pußta-Mühle verkehren meistens Einheimische und auch Emigranten. Ein seltsames Volk, das sehr verschlossen ist.«

»Das ist schon schlecht«, erwiderte ich und sprach dabei aus Erfahrung.

Ich dachte nämlich an den Fall mit dem grünen Dschinn, der in einem türkischen Café begonnen hatte. Dort hatte ich auf meine Fragen auch keine Antworten bekommen.

»Sonst gibt es keine Spuren?«

»Nein. Wir haben auch nicht genauer nachgeforscht. Mich wunderte es sowieso, daß man die Polizei gerufen hat. Aber es waren auswärtige

Gäste anwesend. Die haben den Schrei gehört, den eine Küchenhilfe ausstieß, als sie den Schädel entdeckte. Einer der Gäste lief in die Küche und sah den Kopf. Ich gebe Ihnen mal den Namen.«

Damit ich ihn nicht vergaß, notierte ich ihn.

»Und Sie bleiben dabei, Sir, daß dieser von mir zerschossene Schädel irgendwie Ähnlichkeit mit Asmodinas Henker Destero haben könnte?«

»Ja.«

»Dann können wir uns auf etwas gefaßt machen«, sagte Suko, schob seinen Stuhl zurück und stand auf.

Auch ich erhob mich.

Sir James reichte uns die Hand.

Der Superintendent wünschte uns viel Glück. In seinen Augen konnten wir die Sorge lesen.

Auf dem Flur trafen wir Alan Hale. »Na, ihr beiden, alles klar?«

»Ja«, sagte Suko, »wir gehen jetzt essen.«

»Toll. Und was?«

»Kopfsalat«, erwiderte ich trocken und ließ den Mann fassungslos stehen.

***

»Paß auf, wo du hinfährst!« rief Jim Cartwright seiner Freundin Stella zu, die ihm zu unsicher auf dem Fahrrad saß und dabei den Lenker mal nach rechts, dann wieder nach links einschlug.

»Ja, ja, bin schließlich kein Baby.«

»Das sehe ich.«

Jim war scharf auf Stella. Er hatte sie vor wenigen Tagen erst kennengelernt, und es hatte ihn wie ein Blitzstrahl getroffen. Das war genau die Frau, die er suchte. Nach zwei gescheiterten Ehen hatte er sich mit 38 Jahren vorgenommen, nicht noch einmal zu heiraten, aber die Verkäuferin Stella Benson machte diesen Vorsatz zur Farce.

Völlig harmlos fing es an. Jim wollte sich eine Hose kaufen und geriet an Stella. Er hatte nicht nur eine Hose mitgenommen, sondern gleich zwei, und er hatte Stella zum Essen eingeladen. Sie zögerte zwar, die Einladung anzunehmen, doch Jim Cartwright kannte sich mit Frauen aus. Er wußte, wie man sie nehmen mußte, um ein »Ja« zu bekommen.

Es klappte auch bei Stella.

Abends hatte er dann erfahren, daß Stella, sie war sechs Jahre jünger als er, das gleiche Schicksal hinter sich hatte wie er. Auch geschieden und auch ziemlich allein. Single-Clubs konnten ihr da keine Abwechslung mehr bieten. Nur flüchtige Abenteuer. Darauf jedoch war Stella wirklich nicht scharf.

Es war Jim auch nicht gelungen, die Frau in sein Bett zu bekommen. Sie weigerte sich wie ein Teenager, und so war es über einen heißen

Kuß nicht hinausgegangen.

Das allerdings sollte sich an diesem schönen Herbsttag ändern. Jim Cartwright hatte sich fest vorgenommen, Stella diesmal zu verführen.

Wenn es nicht anders möglich war, im Freien.

Sie fuhr vor ihm.

Er hatte Zeit genug, ihre geschmeidige Figur zu beobachten. Sie war nicht allzu schlank. Bei ihr saßen die Kurven genau an den richtigen Stellen. Die Cordhose und der Pullover zeichneten den Körper genau nach. Das blonde Haar hatte sie mit einem Band zusammengebunden, damit der Fahrtwind es nicht so aufblähen konnte.

Während beide über den schmalen Pfad radelten, dachte der Mann darüber nach, wie rasch doch so ein Vorsatz hinfällig werden konnte, wenn die richtige Frau erschien.

Auch Stella war nicht abgeneigt, wieder eine Bindung einzugehen. Sie war frei, brauchte auf niemanden Rücksicht zu nehmen, denn Kinder waren aus ihrer ersten Ehe nicht hervorgegangen.

Der Oktober zeigte sich von seiner schönsten Seite. Noch schien die Sonne. Ihre Strahlen wärmten zwar nicht mehr so wie im Sommer, doch es machte Spaß, durch die Natur zu radeln und das Laub zu sehen, das bereits eine bunte Färbung angenommen hatte.

Vor ihnen erschien abermals ein Waldstück. Der schmale Feldweg, er hatte bisher an einem Bach entlang geführt, bog ab auf den Wald zu.

Stella drehte sich um. Ihr Mund hatte sich zu einem Lächeln verzogen, als sie über die Schulter zurückrief: »Was liegt denn in diesem Wald, Jim?«

»Weiß ich auch nicht.«

»Hast du nicht von einer Mühle gesprochen, wo man auch essen kann?«

»Ja, aber die befindet sich nicht im Wald.«

»Wo denn?«

»Noch dahinter. Aber wir werden zuvor noch eine kleine Pause einlegen. Schließlich haben wir etwas mitgenommen, das unbedingt verzehrt werden muß.«

Stella lachte. »Nicht zuviel, ich muß an meine Figur denken.«

»Das strampelst du schon wieder ab. Uns steht immerhin noch der Rückweg zum Auto bevor.«

»Okay, ich verlasse mich voll und ganz auf dich.«

»Das kannst du auch.« Jim Cartwright trat stärker in die Pedale. Er wollte zu seiner neuen Freundin aufschließen.

Das Haar des Mannes zeigte schon einen Grauschimmer. Er hatte ein hartes, männliches Gesicht, das manchmal einen brutalen Ausdruck zeigen konnte, wenn er die Augen ein wenig zusammenkniff. Er war keine Schönheit, aber er besaß eine Ausstrahlung, die auf Frauen ansprach.

Bei Stella Benson hatte er dies wieder unter Beweis gestellt.

Jim Cartwright war Kaufmann. Er arbeitete mit Computern und versuchte, sie an den Mann zu bringen. Ein realistischer Job. Für Träumereien hatte er tagsüber keine Zeit, die sparte er dann für den Abend oder das Wochenende auf.

Zwar war jetzt kein Wochenende, aber beide hatten sich einen Tag Urlaub genommen, um diese schöne Herbstzeit richtig zu genießen.

Jim holte auf.

Er fuhr jetzt links neben Stella, die ihn anschaute und auch lächelte. Es sagte viel über ihren Zustand aus, und Jim merkte, daß er es heute vielleicht packen konnte.

Ja, es mußte ihm gelingen, endlich mit ihr zu schlafen. Wenn er das nicht schaffte, konnte er sich selbst als Versager bezeichnen.

Der Wald schluckte sie.

Herrlich die Farbe der Blätter. Dazwischen fanden die Sonnenstrahlen zahlreiche Lücken und malten ein Muster auf den Waldboden. Es bestand zumeist aus breiten Streifen, die sehr helle Streifen schufen und andere im Zwielicht ließen.

»Sollen wir auch in der Mühle etwas essen?« erkundigte sich Stella Benson.

»Nein, du hast doch was gebraten.«

»Das stimmt. Weshalb fährst du dann überhaupt hin?«

»Da können wir einen Wein trinken.«

»Denk an die Rückfahrt mit dem Wagen.«

»Wir wollen uns ja nicht betrinken. Aber ein Glas Wein bei Kerzenschein ist richtig romantisch.«

Stella lachte. »Ein Computermensch, der von Romantik spricht. Wie ungewöhnlich.«

»Jeder Mensch hat seine schwachen Momente. Und dir, Darling, gebe ich sie sogar preis.«

Stella wich mit einer raschen Lenkbewegung einer aus dem Boden wachsenden Baumwurzel aus. Sie konnte nicht vermeiden, daß sie rot wurde, so sehr hatten sie die Worte des neben ihr fahrenden Mannes getroffen. Stella wollte es offen nicht zugeben, doch innerlich hatte sie schon längst dem Werben des Mannes um sie nachgegeben. Sie war lange allein gewesen und eine Frau in den besten Jahren. Keiner konnte verlangen, daß sie wie eine Nonne lebte.

Der Weg wurde schmaler, die Bäume wuchsen mehr zusammen. Das Sonnenlicht fiel an manchen Stellen kaum noch durch den Blätterwirrwarr, so daß sich die beiden Radler vorkamen wie in einem grünen Tunnel aus dämmrigem Licht.

»Sollen wir nicht eine Pause einlegen?« fragte Jim.

Stella lachte. »Wo denn? Hier?«

»Nein, nein, ich fahre die Strecke ja nicht zum erstenmal. Ich kenne

da eine Lichtung, sie liegt nicht weit von hier. Da haben wir Ruhe, und dort stört uns niemand.«

»Wenn du unbedingt willst.«

»Hast du denn überhaupt Hunger?« wollte Jim wissen und ließ sich wieder ein wenig zurückfallen, da der Weg schmaler wurde.

»Ein wenig könnte ich schon vertragen.«

»Okay, dann rechts ab.«

»Wie? In das Gelände?«

»Klar, Mädchen, wir sind doch sportlich.« Jim machte es seiner Freundin vor. Ziemlich scharf war die Kurve, die er nahm, und er fuhr gleich darauf auf weichem Grasboden weiter. Jetzt mußte er sich anstrengen, um überhaupt Geschwindigkeit zu gewinnen. Er stieg hart in die Pedale, wurde von den Unebenheiten durchgeschüttelt und hatte seine Mühe, weiterhin im Sattel zu bleiben.

Als er einen raschen Blick über die linke Schulter warf, da stellte er fest, daß es Stella nicht anders erging als ihm. Auch sie mußte kräftig in die Pedale treten, um voranzukommen. Manchmal fuhren sie auch durch Pfützen. Vor ein paar Tagen hatte es geregnet.

»Hoffentlich ist es auf deiner Lichtung trockener«, rief Stella.

»Immer.«

»Wie viele Mädchen und Frauen hast du denn dort schon verführt?« wollte Stella wissen.

»Du wirst das erste sein«, erwiderte Jim schlagfertig und freute sich darüber, daß er vorfuhr. So konnte Stella nicht sehen, daß ihm das Blut in den Kopf gestiegen war.

»Wer's glaubt…«

Jim lachte, stemmte sich aus dem Sattel und radelte weiter. Es ging ein wenig bergauf, einen Hang, an dessen Ende die Bäume wieder dichter zusammenwuchsen. Dicht dahinter lag auch die Lichtung. Sie mußten nur einen guten Durchschlupf finden.

Da hörte er den Schrei.

Rücktritt.

Jim Cartwright stand noch nicht, als er auch das Scheppern vernahm und das Anschlagen der Klingel. Sofort ließ er auch sein Rad fallen, sprang zur Seite, drehte sich um und lief auf seine Freundin zu, die sich soeben vom Boden hochstemmte und Jim mit bleichem Gesicht und einem verwirrten Ausdruck in den Augen entgegenschaute.

Cartwright blieb neben ihr stehen. »Was ist denn los?«

Stella atmete ein paarmal tief ein, bevor sie antworten konnte. »Jim, ich, also ich…«

»Rede doch.«

Sie schaute ihn an. »Jim«, sagte sie mit beschwörender Stimme, »wir kennen uns zwar noch nicht lange, aber ich glaube zu wissen, daß du in mir keine hysterische Person siehst.«

»Das stimmt.«
Sie nickte heftig. »Ich habe auch keine große Angst, aber was ich da gesehen habe, das ist wirklich schrecklich. Jim, ehrlich, ich habe es mit eigenen Augen…«
»Was denn?«
Sie deutete links auf den Waldrand hin. »Da stand jemand. Wirklich, Jim, ein Mann.«
Cartwright schwieg. »Na und?« meinte er nach einer Weile. »Warum soll da kein Mann stehen? Hier gibt es andere Radfahrer oder Spaziergänger.«
Stella schüttelte den Kopf. »Nein, Jim, das war kein Spaziergänger. Der Mann hatte eine Säge!«
»Na und? Ist doch normal, dann war es ein Waldarbeiter.«
Cartwright bückte sich, um das Rad seiner Freundin hochzuheben. Die Rahmen bestanden aus Aluminium. Das Fahrrad war dementsprechend leicht.
Stella stand da wie eine Salzsäule. Man konnte ihr ansehen, wie sehr es hinter ihrer Stirn arbeitete, und sie schüttelte mehrmals hintereinander den Kopf.
»Was hast du?« fragte Jim.
»Ich denke über den Mann nach«, lautete die leise Antwort.
»Seit wann fürchtest du dich vor einem Waldarbeiter?«
»Jim, das war keiner. Glaub es mir. Waldarbeiter tragen keine Ledermasken.«
»Wie?«
»Ja, der hatte eine Ledermaske auf. Du kennst doch die Kopfschützer der Radfahrer. Es sind keine Helme, sondern so dicke, aneinandergelegte Lederbügel.«
»Ja, die kenne ich.«
»Und so etwas hatte der auf und sogar vor sein Gesicht gezogen. Jim, ich habe mich nicht getäuscht.«
Cartwright beschloß, sein Image als Mann ein wenig aufzubessern. »Wo genau hat er gestanden? Zeig mir die Stelle noch mal.«
»Da, neben der hohen Birke. Er trat aus deren Schatten, und ich habe ihn genau erkennen können.«
»Warte hier, ich gehe hin.«
»Jim, wenn der noch da lauert…«
Der Mann war bereits einige Schritte vorgegangen. Jetzt drehte er sich um und lächelte. »Ich finde es ja toll, daß du dich um mich sorgst, aber man muß einer Sache immer auf den Grund gehen.«
»Wenn du meinst…«
»Und ob ich das meine.« Jim Cartwright stiefelte los. Seine Füße knickten das Gras. Unter den Sohlen brachen kleinere Äste. Feuchtigkeit benetzte seine Schuhe.

Die Frau wartete zitternd. Sie fror plötzlich, obwohl an dieser Stelle Sonnenstrahlen durchkamen. Doch Stella konnte in den Augenblicken keine Wärme empfinden. Sie schaute sich ein paarmal furchtsam um, immer auf der Suche nach einer Gestalt, aber sosehr sie auch suchte, einen Feind konnte sie nicht entdecken.

»Da ist niemand!« hörte sie die Stimme ihres Freundes.

»Und Spuren?« Stella schaute in Jims Richtung und sah, daß ihr Freund zu Boden blickte.

»Kann nichts entdecken«, teilte er mit. »Ich glaube auch nicht, daß hier einer gestanden hat.«

Stella hatte eine scharfe Erwiderung auf der Zunge, schluckte sie allerdings herunter. Sie wollte die angespannte Lage nicht noch mehr verschärfen.

Jim kam zurück. Die Arme hatte er ausgebreitet und lächelte. »Du hast dir etwas eingebildet, Mädchen.«

»Vielleicht hast du recht.« Stella strich eine Haarsträhne aus ihrer Stirn.

Jim hob sein Rad auf. »Fahren wir weiter.«

»Ja. Ich habe noch immer Hunger.«

»Das ist am besten.«

Die beiden stiegen wieder in die Sättel. Sie radelten den kleinen Hang hoch und sahen beide nicht, daß sie von zwei mörderischen Augen verfolgt wurden…

Wenig später hatte sie der Wald verschluckt. Auch der Unbekannte wechselte seine Stellung. Lautlos huschte er schnell durch den Wald, wobei er einen großen Bogen schlug. Er war sicher, die Radfahrer nicht aus den Augen zu verlieren.

Jim und Stella hatten sich den Hang hochgequält und ihn auch hinter sich gelassen. Jetzt nahm sie der Wald wieder auf. Es wurde auch kühler. Vor ihnen fiel das Gelände ab, war aber wellig, und der Boden zeigte eine braune Schicht aus alten Nadeln und Laub.

»Das ist eine richtige Rennstrecke«, lachte Jim. Er deutete auf einen Buckel. »Dahinter liegt eine kleine Mulde. Dort werden wir in aller Ruhe picknicken.«

»Dann los.«

Es war gar nicht einfach, die Strecke zu fahren. Schließlich mußten sie auch noch den Bäumen ausweichen.

Die beiden erwachsenen Menschen lachten und scherzten. Sie freuten sich wie Kinder und sahen abermals nicht die Augen, die sie aus sicherer Deckung unter Kontrolle hielten.

Ein Daumen fuhr genüßlich über das gezackte Eisenblatt der Säge.

Das Untier lauerte…

Das wußten die beiden nicht. Sie traten kräftig in die Pedale, um die Hügel zu überwinden. Manchmal bockten die Räder oder stellten sich

quer. Besonders Stella hatte Mühe, die oft steilen Wege zu schaffen, und sie stellte sich so manches Mal die Frage, weshalb sie die Tour nicht einfach abbrach.

Vielleicht aus Rücksicht auf ihren Partner. Im Unterbewußtsein wollte sie ihm wohl imponieren.

»Geschafft!«

Der Mann rief das Wort. Er war schon in die Mulde hineingeradelt, hatte das Rad auf den Ständer gestellt und wartete auf seine hübsche Begleiterin.

Stella bremste vorsichtig und sanft. Sie wollte nicht rutschen und schaffte es, unbeschadet bei Jim anzukommen.

Der klatschte in die Hände. »Bravo, meine Liebe. Wie ein Eddy Merckx in seinen besten Tagen.«

Stella wischte sich über die Stirn. Sie war doch ins Schwitzen gekommen, denn so eine Radtour gestaltete sich als eine ungewohnte Passage für sie.

»So, dann wollen wir mal auspacken!«

»Warte, ich helfe dir.« Stella hatte die leckeren Dinge auch eingepackt.

Sie öffnete die speziell für ein Rad konstruierten Tragetaschen am Gepäckständer des Vehikels und nahm die in Alufolie eingepackten Bratenstücke heraus.

Die andere Tasche enthielt eine karierte Decke. Gerade so groß, daß zwei Leute darauf Platz fanden.

»Putenschnitzel?« fragte der Mann.

»Ja, selbst gebraten.« Stella holte noch eine Flasche Mineralwasser hervor. Die beiden Pappbecher steckten mit den Öffnungen auf dem Flaschenhals. »Einschenken kannst du!« Stella reichte dem Mann Flasche und Becher.

»Da bin ich Spezialist.« Jim grinste, öffnete den Schraubverschluß und ließ beide Becher vollaufen.

Einen reichte er der jungen Frau. Sie tranken erst einen Schluck, bevor sie nach dem Braten griffen. Beide saßen sich gegenüber, hatten die Beine angewinkelt und einen bequemen Schneidersitz eingenommen.

Das Fleisch schmeckte beiden gut. Nach dieser Fahrt hatten sie großen Hunger.

»Wir hätten doch noch etwas Weißbrot mitnehmen können«, sagte Stella Benson.

»Ach, das ist nicht nötig. Hauptsache Fleisch.«

»Vegetarier bist du nicht gerade.«

»Nein, meine Liebe. Ich liebe Fleisch.« Jim lächelte und schaute seine Freundin dabei an.

Der grüne Pullover verbarg seinem Blick das, was er gern gesehen

hätte. Bisher war er dazu noch nicht gekommen. Er hatte zwar einige Urlaubsfotos von Stella gesehen, die sie im Bikini zeigten, aber so ganz ohne hatte er die Frau noch nicht zu Gesicht bekommen.

Stella wurde etwas verlegen, als sie seinen Blick bemerkte. »Was denkst du jetzt?«

»Rate mal.«

Sie schaute den Mann über den Rand des Bechers an. »Du hast Nachtischgedanken.«

»Wie das denn?«

»Nur so, das merkt man. Und so völlig ohne Erfahrungen bin ich schließlich auch nicht. Ich weiß genau, was Männer denken, wenn sie mich so anschauen.«

»Was denn?«

»Da will ich nicht so deutlich werden.« Sie lächelte. »Aber mir ist es plötzlich warm in der Sonne.«

Der Mann merkte das Zeichen. »Dann kühl dich doch ab.«

Sie schaute sich um. »Ich sehe hier kein Wasser.«

»Du könntest ja den Pullover ausziehen«, schlug Jim Cartwright vor.

Sie schüttelte den Kopf, obwohl sie eigentlich gar nicht so abgeneigt war, aber das brauchte der Mann vor ihr nicht zu wissen. »Nein, dafür ist es mir zu kalt.«

Jim deutete nach oben. »Wieso? Die Sonne scheint doch.«

»Aber nicht so wie im Sommer.«

»Außerdem wird uns beiden schon heiß werden«, versprach Jim Cartwright. Er stand auf.

Die Frau schüttelte den Kopf. »Nein, bitte, doch nicht hier.«

»Warum denn nicht? Es ist doch keiner da.« Er ließ sich wieder auf die Knie fallen. »Zudem hat deine Hose auch schon Flecken bekommen.«

»Wo?«

»Da, am Oberschenkel.« Bevor die Frau ihre Hand dort hinlegen konnte, hatte Jim bereits nachgefaßt. Mit der anderen Hand drückte er seine Freundin nach hinten, der gar nichts anderes übrigblieb, als sich fallen zu lassen.

»Jim!« lachte sie. »Jim, du bist verrückt!«

»Ja, Darling, nach dir.« Er legte sich schräg auf sie, und seine rechte Hand schlüpfte unter den Pullover. Er spürte ihre Haut und tastete sich höher.

Sie trug nichts unter dem Pullover und mußte das, was kommen sollte, sehnlichst erwartet haben.

»Jim, bitte…« Dann zuckte sie zusammen, als der Mann eine gewisse erogene Stelle an ihrem Körper berührte. »Jim, es ist…«

»Fantastisch«, murmelte der Mann und verschloß ihre Lippen mit einem Kuß.

Da konnte auch Stella nicht mehr protestieren.
Sekundenlang war nichts zu hören. Die beiden vergaßen die Welt um sich herum.
Doch der Beobachter war da.
Sogar sehr nahe.
Und er hatte die Säge…
Jim und Stella wälzten sich von einer Seite zur anderen. Stella hielt die Augen geschlossen. Sie merkte kaum, daß sie längst nicht mehr auf der Decke lag. Es war ihr auch egal. Sie spürte nur das Feuer, das in ihrem Körper erwacht war. Es schoß eine lodernde Glut bis hoch in das Gehirn.
Dann jedoch rollte die Frau auf einen querliegenden Ast. Die Berührung schmerzte sie. Sie öffnete die Augen, lag dabei halb auf der Seite und konnte nach links schauen.
Wie zwei Baumstämme kamen ihr die Männerbeine vor. Sie steckten in hohen Stiefeln, auf denen feuchte Blätter lagen.
Für einen Moment war ihr Mund frei, und Stella schrie gellend auf.
Durch diesen Schrei wurde Jim Cartwright aus all seinen Träumen gerissen. Er fand sich anfangs nicht so zurecht, merkte nur, daß Stella unter ihm wegkroch. Erst dann hatte er freie Bahn.
Auch er spritzte hoch.
Und da sah er ihn.
Es war der Mann mit der Säge!

***

Wir hatten uns bis zum Nachmittag Zeit gelassen, bevor wir uns auf den Weg machten.
Die Pußta-Mühle lag ziemlich weit von der City entfernt, am Stadtrand von London, wo der Atem der Millionenstadt noch nicht zu spüren war.
Dort gab es tatsächlich eine saubere Umwelt, die an den Wochenenden von zahlreichen Spaziergängern und Ausflüglern genutzt wurde. Mitten in der Woche war es sehr ruhig. Da ließen sich höchstens Holzfäller in den Wäldern blicken, und Forstbeamte durchstreiften die grüne Lunge, um Spuren zu beseitigen, die von den Ausflüglern hinterlassen worden waren.
Es war ein wirklich schöner Herbsttag. Ich hatte während der Fahrt das Seitenfenster nach unten gleiten lassen, um die frische Luft zu genießen, die in den Wagen strömte.
Auch Suko hatte nichts dagegen. Ziemlich schweigsam saß er neben mir. Der Chinese grübelte über unser Erlebnis im Schießkeller des Yard Building nach.
»Was hast du?« fragte ich ihn.
»John, diese Sache mit den Köpfen geht mir nicht aus dem Sinn. Da

muß irgend etwas sein.«

»Und wie.«

»Ob Asmodina oder Destero doch noch ein Erbe hinterlassen haben?«

»Ich kann es mir kaum vorstellen.«

»Mondo kann uns da auf keinen Fall in die Quere kommen«, sagte der Inspektor. »Der ist nicht mehr.«

»Aber seine Aufzeichnungen sind nicht vernichtet worden«, hielt ich dagegen.

Suko schluckte. »Das ist die Lösung.«

»Das könnte sie sein«, schwächte ich ab. »Auf jeden Fall werden wir uns vor diesen Mordautomaten in acht nehmen müssen.«

»Du sprichst so, als würden sie bald erscheinen.«

»Zumindest rechne ich damit.«

Mein Freund lachte. »Welch ein Thema für so einen Tag, wie er heute ist. Herrlicher Sonnenschein, der den Nebel weggedampft hat, das bunte Laub an den Bäumen, und wir schlagen uns mit Gedanken herum, die sich um Tod und Vernichtung drehen.«

»Das ist eben der Job.«

Wir wußten leider nicht, wo genau sich die Mühle befand. Deshalb mußten wir achtgeben.

An zahlreichen Kreuzungen hatten wir bereits Hinweisschilder gesehen, die sich auf irgendwelche Lokale oder Sehenswürdigkeiten bezogen. Auf die Pußta-Mühle hatten wir noch keinen Hinweis bekommen.

Der nächste Ort, der auftauchte und der schon nicht mehr zu London gehörte, bestand nur aus einer Ansammlung von einigen Häusern. Ich wußte nicht einmal, ob er auch einen Namen besessen hatte, mir jedenfalls war kein Schild aufgefallen.

»Ob wir schon vorbeigefahren sind?« Suko stellte die Frage und drehte sich um, als würde er hinter sich etwas erkennen können.

Es blieb uns nichts anderes übrig, als zu fragen. Am Straßenrand stand ein alter Mann. Er wollte auf sein ebenso altes Fahrrad steigen, als wir stoppten.

Mißtrauisch beäugte er den Bentley, während ich ihn so freundlich wie möglich ansprach.

Erst zeigte er sich stur. Nach einer Weile jedoch bequemte er sich, uns eine Auskunft zu erteilen.

Wir hatten nicht mehr weit zu fahren und waren auch nicht an der Abbiegung vorbeigerauscht. Wir mußten nur durch den Ort und an der nächsten Kreuzung rechts ab.

Die war bald erreicht. Als Hinweisschild diente eine kleine Holzmühle.

Einer ihrer Flügel wies scharf nach rechts und war als Richtungsanzeiger zu deuten.

Ich schlug das Lenkrad hart ein und fuhr in einen schmalen Weg, der sich sehr bald senkte und hineintauchte in ein flaches Hügelgelände, das auch von einem kristallklaren Bach durchschnitten wurde. Weit vor uns sahen wir einen dichten Waldstreifen. Er lag noch jenseits der Mühle, deren Flügel wir entdeckten, als wir aus einem kleinen Hügeltal hochfuhren.

Diese Flügel waren für mich ein böses Andenken. Ich erinnerte mich an die Hexenmühle. Dort hatte man mich einmal an so einen sich drehenden Flügel gebunden.

Damals kämpfte ich gegen einen weiblichen Vampir, der in einer Mühle hauste.[1]

Wenig später waren wir da.

Ein mit Kies bestreuter Parkplatz lud dazu ein, den Wagen abzustellen.

Im tiefstehenden scheidenden Licht der Sonne hielten wir an und stiegen aus.

Wir waren nicht die einzigen, die das originelle Lokal besuchen wollten.

Außer dem Bentley standen noch ungefähr zehn andere Wagen auf dem Parkplatz.

Zwei dunkle Mercedes-Limousinen waren auch darunter.

Man hatte das Gebäude renoviert. Etwa bis in Haustürhöhe war die gesamte Front rot gestrichen worden. Wo sonst der Mörtel zwischen den Steinen zu sehen war, hatte jemand mit weißer Farbe nachgestrichen, so daß die Außenwand des Lokals wie neu wirkte. Eine Tür aus braunem Rauchglas, darüber ein vorspringender Baldachin. Zwei Laternen, links und rechts, gaben dem Eingang einen gemütlichen Touch. In der Dunkelheit sah es bestimmt gut aus.

Ich entdeckte auch einige schräg im Boden eingelassene Scheinwerfer, die mit ihren gläsernen Augen auf die Mühle wiesen und sie sicherlich anstrahlen würden.

Suko sprach das aus, was ich dachte. »Ich kann mir kaum vorstellen, daß hier so etwas Schreckliches passiert sein soll.«

»Ich auch nicht.«

»Sollen wir mal herumgehen?«

Die Idee war nicht schlecht. Gemeinsam umrundeten wir die Mühle. Das Rauschen war uns vorhin schon aufgefallen. Jetzt erst, als wir die Rückseite der Mühle ereicht hatten, sahen wir den Bach, der uns bisher begleitet hatte und auch nahe der Mühle vorbeiströmte.

Das alte Mühlrad drehte sich nicht mehr. Es war festgeklemmt worden.

Zum Teil waren die Wasserschaufeln auch zerbrochen. Der Bach führte so nahe an der Mühle vorbei, daß man den Hintereingang nur über eine Holzbrücke erreichen konnte. Gegenüber dem rückwärtigen

Eingang führte ein schmaler Weg bis zu einem Schuppen, vor dem ein hoher Kastenwagen parkte.

Wir hatten den Fahrer nicht im Führerhaus sitzen sehen und wurden überrascht, als der Wagen startete, wobei seine hinteren Räder noch durchdrehten und Dreck hoch schleuderten.

»Der hat's aber eilig«, meinte Suko.

Ich schaute dem Fahrzeug nach, das drehte. »Vielleicht hat er einen Grund.«

»Mißtrauisch?«

»Immer.«

Es gelang uns auch weiter nicht, einen Blick in das Führerhaus zu werfen, und so entschwand der Wagen sehr schnell unseren Blicken.

»Okay, sehen wir uns das Ding mal von innen an«, schlug ich vor und ging los.

Wenig später stießen wir die Glastür auf.

Augenblicklich wurde es nicht nur wärmer, sondern auch lauter. Wir hörten Musik.

Pußta-Musik.

Die Geigen schluchzten, daß einem schon fast die Tränen kamen.

Allerdings spielten keine Zigeuner oder ungarische Musiker, die Musik drang aus Lautsprechern über der Tür.

Ein Mann im roten Frack empfing uns. Er hatte öliges schwarzes Haar, sein Schnauzbart war bemerkenswert und sein Lächeln geschäftsmäßig.

»Willkommen, die Herren«, sagte er in seinem harten Ostblock-Englisch. »Haben Sie einen Tisch vorbestellt?«

»Nein.«

Er runzelte die Stirn, tat so, als müßte er überlegen, und nickte dann heftig. »Ah, Sie haben Glück. Es hat jemand abgesagt, sonst hätte ich Ihnen keinen Platz geben können. Bitte folgen Sie mir.«

Der Mann ging vor.

Suko meinte leise: »Der schiebt uns doch einen unter die Weste. Sicher sind die meisten Plätze noch frei.«

»Das kann man nie wissen.«

»Aber wochentags?«

Ich hob die Schultern. »Schau dir das Lokal doch mal an. Es liegt so schön abgelegen, wo keine. Ehefrau hinkommt, wenn der Herr Gemahl sich bei einem Geschäftsessen mit seiner Sekretärin trifft.«

»Das stimmt auch.«

Wir schauten uns genau um. Es gab nur einen großen Raum, und doch wirkte er nicht so wie ein Wartesaal, wie man es manchmal von anderen Lokalen her kennt. Dieser eine Raum war in zahlreiche Nischen und Plätze unterteilt worden. Wir sahen runde, aber auch normale, rechteckige Tische. Die Decke bestand aus dicken

Holzbohlen, die im Laufe der Zeit rauchgeschwärzt waren und dem Lokal einen gemütlichen Eindruck verschafften.

Man konnte sich hier schon wohl fühlen, denn auch die Beleuchtung war unaufdringlich. Die kleinen Fenster zeigten bunte Scheiben. Vor jedem Fenster, das in einer Wandnische lag, standen kleine Lampen mit bunten Schirmen.

Und noch etwas fiel mir auf.

An einigen Stellen hingen lange, weißlich schimmernde Knoblauchstauden von der Decke und baumelten auch über einigen Tischen. »Vampire wird es hier wohl kaum geben«, meinte Suko und grinste.

Da gab ich ihm recht.

»Bitte sehr«, sagte der Mann, der uns an den Tisch begleitet hatte.

»Wenn Sie sich hier setzen möchten…«

Es war ein kleiner Tisch. Zwei Personen fanden daran Platz. Für zwei Personen war auch gedeckt. Obwohl es draußen noch hell war, brannte in der kleinen Fensternische bereits die Lampe. Sie verbreitete einen gemütlichen Schein.

Ich schaute mich um. Es ist eine alte Angewohnheit von mir, weil ich mir immer ein Bild über die Gäste machen möchte. Ein gemischtes Publikum bevölkerte das Lokal. Ich sah Männer und Frauen, wobei allerdings die Männer überwogen.

Man unterhielt sich leise. Die Musik war auch nicht mehr so laut, aber mir fiel auf, daß wir aus den Augenwinkeln der übrigen Gäste beobachtet wurden.

Manche schauten ziemlich starr, einige Frauen lächelten.

Suko war dies ebenfalls nicht entgangen. »Mit Mörderblick und Todeslächeln«, sagte er.

»Wie?«

»So sehen uns die Leute an.«

»Wenn du meinst.«

Ein Ober kam. Er trug die Tracht seiner ungarischen Heimat. Weites Hemd mit Pumpärmeln, eine rote Weste und Kniebundhosen. Die Weste zeigte noch grüne Stickereien.

»Wenn die Herrschaften speisen möchten, müssen Sie sich noch einen Augenblick gedulden. Wir haben erst…«

»Bringen Sie uns zwei Tassen Kaffee und den Geschäftsführer«, unterbrach ich seinen Redeschwall.

Bei der ersten Bestellung nickte er. Als er hörte, daß ich den Geschäftsführer sprechen wollte, zuckte er zusammen. »Haben Sie eine Beschwerde vorzubringen?«

»Nein, wir möchten mit dem Mann nur reden.«

»Bitte.« Er verneigte sich und verschwand.

Da es innerhalb des Raumes ziemlich ruhig war und wir auch nicht

sehr leise gesprochen hatten, waren einige Gäste aufmerksam geworden und hatten sich auf ihren Stühlen gedreht. Sie wandten uns ihre Gesichter zu, ruckten jedoch wieder herum, als sich unsere Blicke trafen.

Dann kam der Geschäftsführer. Es war der Mann, der uns auch den Tisch begleitet hatte. »Sie wünschten, mich zu sprechen, Gentlemen?« erkundigte er sich höflich.

»Ja, allerdings.«

»Haben Sie irgendwelche Beschwerden? Ist man Ihnen nicht mit der ausgesuchten Höflichkeit unseres Landes begegnet?«

»Nichts von beiden stimmt. Es geht um ein anderes Thema. Sie können sich auch setzen«, sagte ich.

»Natürlich.« Er holte einen Stuhl. Als er ihn im rechten Winkel zu uns hinstellte, sagte er: »Wenn es um eine größere Gesellschaft geht und Sie unsere Räume mieten möchten…«

»Wir sind von der Polizei«, warf Suko wie nebenbei klingend ein.

Da schluckte der Knabe erst einmal. Selbst im schlechten Licht war zu erkennen, daß er blaß wurde. Nun hatte das nichts zu bedeuten. Viele Menschen werden blaß, wenn sie etwas mit der Polizei zu tun haben, aber dieser Mann schien mir kein astreines Gewissen zu haben. Kein Wunder bei dem Fund, der in seinem Lokal gemacht worden war.

»Es geht um diesen Kopf, nicht?«

»Genau.«

Er beugte sich vor. »Bitte, meine Herren, reden Sie ein wenig leiser. Es braucht ja nicht jeder mitzubekommen, was geschehen ist. Wir haben die Sache, soweit es eben möglich war, geheimgehalten.«

»Das kann ich verstehen. Darf ich Ihren Namen erfahren?« fragte ich den Mann.

»Ich heiße Jorge Shury.«

»Ungar?«

»Ja.« In seiner Stimme schwang Stolz mit.

Wir nannten ebenfalls unsere Namen. Auch in die Ausweise ließen wir ihn schauen.

»So, Mr. Shury, dann mal zur Sache. Wie Sie ja selbst miterlebt haben, ist der Kopf gefunden worden. Er ist beim Yard gelandet, und wir haben ihn genau untersucht. Der Kopf war nicht echt.«

»Was?«

»Ja, es war ein künstlicher Kopf.«

Jorge Shury sank auf seinen Stuhl zurück. »Mein Gott«, stöhnte er, holte ein Taschentuch hervor und wischte über seine Stirn, »das darf doch nicht wahr sein.«

»Ist es aber. Sie werden verstehen, daß wir einige Fragen gern von Ihnen beantwortet hätten.«

»Ja, ja, sicher. Aber ich glaube kaum, daß ich Ihnen weiterhelfen

kann, Mr. Sinclair.«

»Das wird sich noch herausstellen.« Ich räusperte mich. »Beginnen wir von vorn. Erzählen Sie bitte, wie Sie die grausame Geschichte erlebt haben, Mr. Shury.«

Er berichtete. Ich hörte gespannt zu, während Suko sich mit den anderen Gästen beschäftigte. Er beobachtete sie aus den Augenwinkeln.

Manchmal runzelte er auch die Stirn, als würden schwere Gedanken ihm zu schaffen machen. Ich hatte Mühe, mich auf die Worte des Erzählers zu konzentrieren.

Ich erfuhr kaum etwas Neues. Er konnte auch nicht mehr sagen, als ich bereits wußte.

»Und Sie haben keinen Verdacht gehabt?« fragte ich ihn.

»Nein, wie sollte ich? Ich weiß wirklich nicht, wer sich diesen Scherz erlaubt hat. Im Kühlschrank stand der Kopf. Das Mädchen hat ihn entdeckt, bitte sehr«, erklärte er und vollführte Gesten wie ein ungarischer Operettenbuffo.

»Wie heißt die Kleine?«

»Maria Ketto.«

»Sie wohnt?«

»Wie bitte?«

»Wo sie wohnt, möchte ich wissen.«

»Nicht weit von hier. Im Ort davor. Da hat sie eine kleine Wohnung unter dem Dach.«

»Straße?«

»Weiß ich nicht.«

»Gut.« Ich nickte.

Jorge Shury schaute mich an. »War das alles, Mr. Sinclair?«

»Für den Augenblick, ja.«

Er lächelte falsch. »Ich kann also davon ausgehen, daß Sie noch einmal zurückkommen?«

»Das können Sie.«

»Danke.« Er schob seinen Stuhl zurück und erhob sich. Wir schauten ihm nach, wie er sich entfernte. Ich hätte gern gewußt, welche Gedanken sich hinter seiner Stirn abspielten, aber leider bin ich kein Hellseher.

Mein Kaffee war fast kalt geworden. Ich trank ihn trotzdem, winkte dem Ober und zahlte.

Suko sah noch immer sehr nachdenklich aus. Da wir wieder allein waren, sprach ich ihn auf seine Stimmung hin an.

Er hob die Schultern. »Ich möchte hier nicht darüber reden, John. Laß uns nach draußen gehen!«

»Nichts dagegen. Und dann?«

»Wolltest du nicht dieser Maria Ketto einen Besuch abstatten?«

Ich lachte. »Du kannst Gedanken lesen, wie?«

»Nein, aber ich hätte an deiner Stelle auch nicht anders gehandelt.« Der Chinese erhob sich von seinem Stuhl. Ich tat es ihm nach. Abermals wurden wir von zahlreichen Blicken verfolgt, als wir durch das Lokal gingen. Jorge Shury ließ sich nicht blicken.

Draußen war es zwar noch nicht dämmrig geworden, aber die Sonne schien nicht mehr. Zudem bereitete sich hoch oben am Himmel bereits das erste Grau aus.

Bis zum Bentley kamen wir nicht, denn Suko blieb auf halber Strecke stehen.

»So, jetzt rück endlich mal mit der Sprache heraus. Weshalb hast du dich gedanklich so weit bei unserem Gespräch fortbewegt?« wollte ich von meinem Freund wissen.

»Das kann ich dir genau sagen. Ein Teil der Gäste, John, kam mir verdammt bekannt vor.«

»Mir aber nicht.«

Suko schaute mich an, als hätte er einen Kranken vor sich. »Denk mal genau nach, Alter.«

Das tat ich auch, kam jedoch zu keinem Ergebnis und hob die Schultern.

»Tut mir leid, da bin ich überfragt.«

»Dann will ich dir die Antwort geben. Einige Gäste, Männer und Frauen, haben wir schon gesehen. Sie lebten in Darkwater und sind durch die alte Magie in die Leichenstadt verschleppt worden…«

***

Mein Gott, das war ein Ding. Mir wurde fast schwindlig, als ich Sukos Worte vernahm. Ein paarmal mußte ich Luft holen, so sehr hatte mich die Behauptung geschockt.

»Meinst du wirklich?« flüsterte ich.

»Ja, ich habe sie genau erkannt. Und sie uns vielleicht auch. Hätten sie sonst so geschaut?«

»Aber was hat das mit unserem Fall zu tun?«

»Kann ich dir auch nicht sagen.«

Ich ging ein paar Schritte zur Seite und schritt danach in einem Kreis weiter. Über Sukos Worte und Behauptungen mußte ich erst einmal nachdenken. Das war starker Tobak. Aber vielleicht hatte er recht. Mir selbst waren die Gesichter zwar unbekannt vorgekommen, doch so genau hatte ich sie mir auch nicht angesehen. Deshalb warf ich die Behauptung meines Partners nicht von mir. Nein, Suko mußte schon fast Beweise für seine Folgerungen haben. Die Menschen aus Darkwater.

Himmel, was hatte ich mich damals geärgert und mir Vorwürfe gemacht, daß es uns nicht gelungen war, sie zu retten. [2]

Sie waren plötzlich verschwunden, und nun tauchten einige von ihnen wieder auf. Als normale Menschen?

Danach fragte ich Suko.

»Kann ich dir nicht beantworten, John. Aber einen sehr fröhlichen Eindruck machten sie mir nicht gerade. Da muß sich irgend etwas abgespielt haben, was uns bestimmt nicht paßt.«

»Ja, ich gebe dir recht.« Mein Blick traf die Mühle. Ich überlegte fieberhaft. Die Lage hatte sich verändert. Wir konnten nicht mehr gemeinsam vorgehen, sondern mußten uns trennen.

Mein Freund schloß sich dieser meiner Ansicht an. Es war klar, daß einer die Mühle im Auge behalten mußte, der andere sollte dann zu Maria Ketto gehen.

»Bleibst du hier?« fragte ich Suko.

»Ehrensache.«

»Okay, dann fahre ich in das nächste Dorf zurück und werde mir die Zeugin mal anschauen. Wo finde ich dich, wenn ich zurück komme?«

»Wahrscheinlich hier irgendwo draußen.«

»Okay, mach's gut.« Ich rannte zu meinem Wagen, stieg ein und startete. Suko schaute mir nachdenklich hinterher. Wohl war ihm bei der ganzen Sache nicht…

***

Das Bild gehörte nicht in die Wirklichkeit, sondern in einen bösen Alptraum.

Vor ihnen stand wirklich eine schaurige Gestalt, und Jim Cartwright mußte sich eingestehen, daß seine Freundin nicht gelogen hatte. Es gab ihn, den Mann mit der Säge.

Er trug nicht nur Lederstiefel, sondern auch der übrige Körper war mit Lederzeug bedeckt. Vom Gesicht waren nur die Augen zu erkennen, der Rest verschwand hinter den braunschwarzen Lederstreifen, und auch die Finger steckten in ledernen Handschuhen.

Alles an diesem Material war dunkel. Nur der Griff der Säge schimmerte so rot wie zu Eis erstarrtes Blut. Er hielt ihn mit beiden Händen umklammert, während das Sägeblatt freilag.

Der blanke Stahl schimmerte, und als ein Sonnenstrahl auf ihn fiel, warf er einen blitzenden Reflex.

Mit einem Knopfdruck stellte der Mann die Säge an.

Das schrille Geräusch zerrte an den Nerven der beiden Menschen. Sie sahen, wie das Stahlblatt leicht vibrierte und zitterte. Noch hatte sich der Mann, der sein Gesicht hinter dem Lederschutz verbarg, nicht bewegt.

Er stand dort wie eine Eins, doch seine Absichten lagen auf der Hand.

Da brauchten Jim und Stella nur auf das Sägeblatt zu schauen.

Sie hatten beide schreckliche Angst. Unsichtbar umklammerte sie

ihre Körper und verurteilte sie zur Bewegungslosigkeit. Wie paralysiert lagen sie am Boden.

Jetzt bückte sich der Kerl.

Ein Stromstoß schien durch Jim Cartwright zu zucken, als er die Bewegung wahrnahm. Sie war auch für ihn das Zeichen, aus der Lethargie zu erwachen. Und es sprach für ihn, daß er zuerst an seine Freundin dachte, danach an sich.

Er sprang auf die Füße, packte gleichzeitig die Schulter der Frau und riß sie erst einmal weg, damit sie aus der unmittelbaren Gefahrenzone geriet. Dann schlug er so hart in ihren Rücken, daß sie bis zum Rand der Mulde vorstolperte.

Jim selbst sprang zurück.

Der andere kam. Schritt für Schritt setzte er vor. Eine tödliche, unheimliche Bedrohung, ein grausames Wesen, das einen kalten Hauch verbreitete.

»Was… was wollen Sie?«

Jim hatte zwar seine.

Sprache wiedergefunden, aber er stieß die Worte nur krächzend hervor.

Der Fremde gab keine Antwort.

Hinter sich hörte er das Schluchzen der angststarren Frau. »Hau ab, Stella! Geh weg! Sieh zu, daß du Hilfe holst. Ich versuche ihn aufzuhalten.«

Jim Cartwright wußte nicht, ob Stella seinen Rat befolgte, er hoffte es nur. Umdrehen durfte er sich auf keinen Fall. Nur dem unheimlichen Gegner nicht den Rücken zudrehen und eine Chance lassen.

Das Laub bewegte sich, als der andere weiter vorschritt. Zu hören war nichts, denn das Geräusch ging im Surren der Säge unter. Durch eine Batterie wurde das Instrument gespeist. Sie war ein kleines, handliches Gerät. Zwar konnte man mit ihr keine Baumstämme fällen, aber Äste und Zweige ließen sich leicht abschneiden.

Der Mann mit der Ledermaske hatte die Arme halb vorgestreckt. Die Säge hielt er dabei schräg, und Jims Blick saugte sich wie hypnotisiert an dem vibrierenden, zackigen Blatt fest.

Er ahnte, was kam…

Immer weiter wich er zurück. Auch dachte er an seine Freundin. »Bist du noch da, Stella?«

Die Antwort verstand er nicht, aber sie war nicht weit entfernt von ihm aufgeklungen.

»Verdammt, Stella, renn weg! Um Himmels willen, lauf weg! Tu mir den Gefallen!« Jim hörte diesmal keine Antwort. Seine Augen suchten fieberhaft, und er zermarterte sich sein Gehirn nach einem Ausweg aus der Klemme. Er suchte eine Waffe, mit der er sich unter

Umständen verteidigen konnte. Da lagen abgebrochene und morsche Äste in der Nähe. Damit konnte er nicht viel anfangen. Es waren lächerliche Waffen gegen den Mann mit der Säge.

Der sprach kein Wort. Nur das hohe, nervenzerfetzende Geräusch seines Instruments war zu hören.

Mit bloßen Fäusten gegen diesen Unhold? Jim schauderte bei dem Gedanken daran, aber letzten Endes blieb ihm keine andere Chance. Er mußte es einfach wagen.

Da spürte er hinter sich den Widerstand. Erst zuckte er zusammen, dann blieb er stehen, denn ihm war klargeworden, daß er gegen eines der Räder gestoßen war.

Sogar vor das seine.

Eine wahnwitzige Idee durchzuckte ihn. Da hatte er doch die Waffe, um sich gegen den Mann zu verteidigen. Er konnte das Rad an sich reißen und es zur Verteidigung benutzen.

Augenblicklich setzte er diese Idee in die Tat um. Eine halbe Drehung brauchte er, dann stand er vor seinem Rad, wuchtete es in die Höhe.

Sein Gesicht verzerrte sich vor Anstrengung, und mit der Kraft einer Rakete startete er.

Der andere wich nicht aus. Er ließ den Mann kommen, riß nur die Arme hoch und damit auch die Säge.

Das gezackte Blatt traf.

Es gab ein helles, singendes Geräusch, als es über den Rahmen des Fahrrads glitt und auch hineinschnitt.

Vor Angst und Anstrengung schrie Jim auf. Er gab nicht nach, sondern drückte weiter.

Er sah den Unheimlichen mit der Ledermaske aus der Nähe. Nur noch das Gestell des Rads trennte sie. Die Säge war so dicht vor seinem Gesicht, daß ihr Geräusch nervtönend in seinen Ohren widerhallte. Und er spürte die Kraft des anderen.

Nein, dagegen kam er nicht an.

Der Rahmen brach. Plötzlich war der Widerstand weg. Jim Cartwright besaß keinen Halt mehr, taumelte nach hinten, und sein Gegner gab keinen Zentimeter an Boden preis.

Er drückte weiter, trieb den Mann immer mehr zurück, so daß dieser sich nicht mehr halten konnte und über seine eigenen Beine stolperte. Jim Cartwright fiel zu Boden.

Auch Stella Benson sah dies.

Bisher hatte sie sich still verhalten. Nun aber drang ein gellender Schrei aus ihrem weit aufgerissenen Mund. Er hallte durch den Wald, zitterte als Echo zwischen den Bäumen, und Stella sah, wie der Mann mit der Säge dem Rad einen gewaltigen Tritt gab, so daß es weit weggeschleudert wurde.

Jim ahnte, daß seine letzte Chance dahin war. Es gelang ihm, sich

noch auf die Seite zu rollen und auch seinen Körper hoch zu wuchten, aber den Hang der Mulde konnte er nicht hoch kriechen. Er besaß einfach nicht mehr die Kraft. Zudem war der Hang mit Laub bedeckt und deshalb ziemlich glatt.

Zweimal startete er den Fluchtversuch, und beide Male rutschte er wieder zurück.

Dann griffen fünf behandschuhte Finger in seinen Nacken. Sie waren wie eine Klammer und drückten sein Gesicht in das feuchte Laub. Er hatte den Mund nicht rechtzeitig genug geschlossen. Der Dreck drang über seine Lippen, die Luftzufuhr wurde gestoppt, aber er konnte noch hören.

Plötzlich war das hohe, singende und widerliche Geräusch der Säge dicht neben seinem rechten Ohr zu hören, und er ahnte, daß nun seine letzten Chancen verspielt waren.

Noch einmal dachte er an Stella. Hoffentlich schaffte sie es…

***

Stella Benson hatte nicht hinschauen können. Irgendwann war auch bei ihr der Punkt eingetreten, wo die Nerven nicht mehr mitspielten. Aber es gab auch einen weiteren Punkt, der den Überlebenswillen neu entflammte.

Stella stellte fest, daß sich der Mann mit der Säge mit ihrem Freund beschäftigte. Sie wußte nicht, was er machte, denn Jims Gestalt wurde von dem breiten Rücken des Mannes abgedeckt, doch sie ahnte Schreckliches. Und sie wußte, daß auch ihr das gleiche Schicksal bevorstehen konnte.

Hatte sie noch eine Chance?

Wenn sie lief, sicherlich nicht. Aber da war noch das Fahrrad. Ihres hatte der andere nicht angerührt, es befand sich in völliger Ordnung. Stella mußte sich überwinden, um aus ihrer geduckten Haltung hochzukommen. Sie flatterte am gesamten Körper. Noch nie in ihrem Leben hatte sie eine so große Angst gehabt.

Geduckt schlich sie auf das Rad zu. Kaum schaffte sie es, das Rad vom Boden hoch zu wuchten. Schließlich hatte sie es fest im Griff, schaute sich noch einmal um, bemerkte, daß sich der Unheimliche um sie nicht kümmerte, und riskierte es.

Die Mulde hochfahren konnte sie nicht. Deshalb mußte sie das Rad schieben.

Einen kurzen Anlauf nahm sie, damit sie es beim ersten Versuch auch schaffte. Ihre Zähne schlugen aufeinander. Die Angstwellen waren wie Fieberschauer, die ihren Körper schüttelten.

Die Todesangst verlieh ihr auch gewaltige Kräfte. Stella Benson packte es beim ersten Anlauf, ihr Fahrrad den ziemlich steilen Hang der Mulde hoch zu wuchten.

Sie selbst fiel dabei zweimal auf die Knie, doch sie stand so unter Streß, daß sie dies kaum merkte.

Als sie es schließlich geschafft hatte und oben am Rand stand, drehte sie sich um.

Gleichzeitig mit ihr wandte auch der Mann mit der Säge seinen Kopf.

Obwohl von ihm nur seine Augen zu sehen waren, trafen sich ihre Blicke. Stella sah den Haß darin, und sie sah auch die Säge.

Das Blatt hatte jetzt ein anderes Aussehen als noch vor wenigen Minuten.

Da drehte Stella durch.

»Mörder!« gellte ihre sich überschlagende Stimme dem Unheimlichen entgegen. »Mörder…!«

Der Mann mit der Säge schraubte sich hoch.

Er wollte Stella!

Zum Glück war die Frau nicht so durcheinander, daß sie dies nicht bemerkt hätte. Sie wußte auch, daß es für sie nur noch eine Chance gab, wenn sie dem Killer entkommen wollte.

Eine Flucht quer durch den Wald!

Und sie jagte los. Die ersten Yards schob sie das Fahrrad, weil sie einfach nicht fähig war, sich in den Sattel zu schwingen. Danach rutschte sie von der Pedale ab, deren Außenkante hart gegen ihren Fuß stieß.

Das bemerkte Stella gar nicht. Sie wollte nur so rasch wie möglich dem Killer entkommen.

Wie sie schließlich in den Sattel kam, wußte sie selbst nicht zu sagen.

Auf jeden Fall saß sie plötzlich auf dem Rad, ihre Füße fanden auch die Pedalen, und sie begann damit, automatisch die Beine zu bewegen.

Bei einem ebenen Gelände hätte sie es leichter gehabt. Aber dies hier war nicht eben.

Wellenförmig verlief es, bildete Buckel, hinter denen es in rasender Schußfahrt hinabging in das Tal, um anschließend mit der gewonnenen Geschwindigkeit den nächsten Hügel zu nehmen.

Ein riskantes Auf und Ab, ein Federn im Sattel, eine gefährliche Fahrt mit zahlreichen Risiken, aber für die Frau gab es keinen anderen Weg, wenn sie dem Unhold entkommen wollte.

Sie mußte sich sehr auf das Fahren konzentrieren, durfte den Lenker nicht verreißen, und ihre Hände klammerten sich fest und hart um die beiden Griffe.

Einmal warf sie einen Blick über die Schulter. Die Zeit nahm sie sich.

Und sie sah, daß der Unhold nicht aufgegeben hatte. Er stand am Rand der Mulde, schaute ihr noch nach, hielt die tödliche Säge hoch und bewegte sich dann in seltsamen Sprüngen voran.

Er nahm die Verfolgung auf.

Dieses Wissen wurde für Stella Benson zu einem regelrechten Motor,

der ihre Kräfte anspornte. Sie fuhr jetzt noch schneller, ließ sich auf nichts mehr ein und sah zu, daß sie eine Distanz zwischen sich und dem Killer bekam.

Er hatte es leichter.

Als Mensch konnte er die Buckel schneller überwinden. Zudem war es ihm auch möglich, Stella den Weg abzuschneiden.

Das wußte sie.

Aus diesem Grund fuhr sie nicht in einer geraden Linie, sondern suchte sich Wege aus, die möglichst weit von ihrem Verfolger entfernt lagen, auch wenn sie selbst dabei in Schwierigkeiten geriet, denn das Gelände ließ ein zu schnelles Fahren nicht zu.

Stella wurde durchgeschüttelt.

Manchmal spritzten Zweige und Äste in die Höhe, wenn sie darüber hinwegraste. Sie hörte das Knacken und Knirschen, aber sie achtete nicht darauf.

Die Bäume um sie herum wurden zu verwischenden Schatten, waren manchmal überhaupt nicht zu sehen. Es grenzte schon an ein Wunder, daß sie nicht gegen einen Stamm raste.

Allerdings bekam sie die Härte der Zweige und Äste zu spüren. Wenn sie nicht rasch genug den Kopf einzog, waren es die harten, waagrecht wachsenden Baumarme, die nicht nur gegen ihren Körper peitschten, sondern auch das Gesicht nicht verschonten.

Daß dabei die Haut an einigen Stellen aufriß, war eine Begleiterscheinung, um die sie sich nicht weiter kümmern konnte. Sie verspürte auch keinerlei Schmerzen, ihr war plötzlich alles egal. Sie wollte nur so schnell wie möglich weg.

Irgendwann änderte sich auch die Beschaffenheit des Bodens. Stella kam nicht mehr so glatt voran, der Untergrund wurde weicher. Sie mußte härter treten und wühlte sich praktisch voran.

Sie glaubte, sich zu erinnern, daß sich dieser Untergrund nicht weit von der Straße entfernt befand. Demnach mußte sie die Fahrbahn bald erreicht haben. Und dort war sie schneller.

Auf der glatten Strecke schaffte sie es immer, einem Läufer zu entkommen. Ihre Hoffnung verstärkte sich.

Aber sie hörte auch etwas anderes. Dumpfe, unregelmäßige Schritte, die hinter ihr aufklangen.

Dieser verdammte Kerl hatte aufgeholt. Wie weit er noch entfernt war, konnte sie nicht sagen, denn sie hatte auch Angst, einen Blick über die Schulter zu werfen, denn durch diese Bewegung verlor sie nur Zeit. Und das durfte sie auf keinen Fall.

Vor ihr erschien ein breiter Buschgürtel. Er sah aus wie eine grüne Wand.

Stoppen konnte Stella Benson nicht mehr. In voller Fahrt raste sie in den Busch hinein.

Zuerst ging alles glatt. Zwar schlugen Zweige gegen ihren Körper, peitschten auch die Haut, rissen an der Kleidung, aber sie schaffte den Durchbruch.

Genau bis zum Straßengraben.

Da bekam das Vorderrad einen harten Stoß, knickte förmlich weg, und Stella konnte sich nicht mehr im Sattel halten. Zwar umklammerte sie noch das Lenkrad, aber ihre eigene Geschwindigkeit war zu hoch. Über den Lenker wurde sie hinwegkatapultiert, konnte sich auch nirgendwo mehr abstützen und sah plötzlich etwas Graues mit rasender Geschwindigkeit auf sich zukommen.

Es war der Straßenbelag!

Und dann schlug sie auf.

Hinter ihr aber brach der unheimliche Mörder wie ein Berserker durch das Gebüsch…

***

Ich mußte immer an Darkwater denken!

Wenn das stimmte, was Suko da annahm, dann waren wir einer brisanten Sache auf die Spur gekommen. Darkwater, die Schlucht der stummen Götter und die Leichenstadt bildeten ein Dreieck, dessen genaue Verbindung wir allerdings noch nicht kannten. Und in die Mitte des Dreiecks stellte ich Kalifato, den Todesboten und einen der Großen Alten. Ich hatte meine Erfahrungen mit ihm und dem geheimnisvollen blauen Skelett gesammelt, das den Schlüssel zur Leichenstadt in der Hand gehalten hatte.

Wir hätten ihn fast bekommen. Allerdings hatte ich nicht mit der Stärke des Kalifato gerechnet, denn er nahm den Schlüssel an sich, für uns blieb er verschollen.

Was war die Leichenstadt?

Schon oft hatte ich mir diese Frage gestellt, denn diese geheimnisvolle Stadt geisterte immer wieder durch unsere Fälle. Niemand wußte genau, wo sie lag. Wir hatten erfahren, daß sie einmal zu Atlantis gehört hatte und nach dem Untergang des Kontinents gespalten worden war. Mehr aber auch nicht.

Ich fuhr schnell.

Bei einer Verkehrskontrolle hätte man mich jetzt erwischt. Das jedoch interessierte mich nicht. Hier ging es um viel mehr als um die Einhaltung der Geschwindigkeit. Ich konnte und wollte meinen Freund Suko nicht zu lange allein lassen, denn wenn er mit seiner Prognose tatsächlich recht behielt, war das Innere der Mühle ein brandgefährliches Gebiet.

Noch war es so hell, daß ich keine Scheinwerfer einzuschalten brauchte.

Wie ein gewundenes graues Band lag die Straße vor mir. Mal war sie

enger, dann wurde sie wieder breiter. Das wechselte oft. Am Himmel nahm die graue Farbe zu und schob die Helligkeit immer weiter zurück.

Links von mir huschte ein Waldstück vorbei. Da meine Geschwindigkeit ziemlich hoch war, sah ich ihn nur als Schatten. In wenigen Sekunden hatte ich den Wald hinter mir gelassen. Es war eine alte Angewohnheit von mir, immer beide Spiegel im Auge zu behalten.

Das tat ich auch hier.

Im Innenspiegel sah ich hinter mir die Bewegung. Alles ging sehr schnell.

Zudem fuhr ich, so daß ich nichts Genaues erkennen konnte.

Aber da passierte etwas!

Bremsen!

Das war ein Ding. Zum Glück blockierten die Räder nicht, der Bentley blieb auch eisern in der Spur — und stand!

Laufen oder fahren?

Ich entschied mich fürs Fahren, hieb den Rückwärtsgang ins Getriebe, löste den Sicherheitsgurt, drehte mich um und fuhr zurück, wobei ich streng durch die Scheibe schaute.

Jetzt konnte ich besser erkennen, was dort geschehen war.

Auf der Fahrbahn lag ein Rad. Und daneben eine Frau. Sie mußte wie ein Irrwisch aus dem Wald gefahren sein und hatte es nicht mehr geschafft, die Kurve zur Straße zu bekommen.

Jetzt lag sie am Boden und war nicht fähig, sich zu erheben.

Aber ich sah noch etwas anderes. Da bewegten sich Gebüschzweige, und einen Augenblick später tauchte eine unheimliche Gestalt auf.

Selbst aus der Entfernung erkannte ich, daß die Gestalt ganz in Leder gekleidet war und etwas zwischen den Händen hielt, das mich fatal an eine Säge oder ein Messer erinnerte.

Der Mann wollte die Frau töten!

Es gab für mich keine andere Möglichkeit. Die Frau konnte sich nicht wehren, und ich sah auch, wie sich der Kerl über die am Boden Liegende beugte.

Sah er den Wagen denn nicht, verdammt? Oder war er so abgebrüht, daß ihm ein Zeuge nichts ausmachte?

Ich hupte!

Ein sirenenhafter Ton schwang über die Straße, und er wurde auch von dem Ledermann gehört.

Der hatte sich bereits halb über sein Opfer gebeugt und den Arm mit der schrecklichen Waffe ausgestreckt. Da schreckte ihn der Hupton auf. Er wandte den Kopf.

Sein Ledergesicht starrte dem heranfahrenden silbergrauen Bentley entgegen. Die Entfernung war sehr schnell zusammengeschmolzen, da

ich mit ziemlich hoher Geschwindigkeit gefahren war.
Was würde der andere tun?
Bleiben?
Ich mußte bremsen. Mein Fuß nagelte das Pedal nach unten. Hätte ich ein paar Sekunden gezögert, wäre ich zu nahe an die auf dem Boden liegende Frau herangekommen.
So stoppte ich gerade noch rechtzeitig ab.
Ich hatte inzwischen erkannt, daß der Mann kein Messer bei sich trug, sondern eine Säge. Und er dachte auch nicht daran aufzugeben, er wollte mich aus dem Weg räumen.
Im toten Winkel des Wagens war es ihm gelungen, sich heranzuschleichen. Wie ein Geist erschien er plötzlich neben der Fahrerseite. Die Säge hielt er halbhoch. Ich konnte seine Ledermaske sehen und erkannte auch die tödlichen, grausamen Augen, die in das Innere des Fahrzeugs starrten. Selbst das hohe, gefährliche Geräusch seiner Waffe vernahm ich, und im nächsten Augenblick schnitt das gezackte Blatt schon gegen die Scheibe meines Wagens.
Es ist schwer, das Geräusch zu beschreiben, das entstand, als er die Scheibe durchsägte. Es war wie eine Todesmelodie. Das Glas wurde plötzlich unklar, es bekam einen milchigen Schimmer und mußte im nächsten Augenblick platzen.
Ich zögerte keine Sekunde länger, rutschte nach links auf den Beifahrersitz und öffnete die Tür an dieser Seite.
Kaum stand sie offen, als ich das hohe, singende Geräusch deutlicher vernahm. Gleichzeitig ging auch die Scheibe zu Bruch. Sie krümelte, löste sich auf, und ich zog meine Beretta.
Da war er schon bei mir.
Wie ein Blitz mußte er um den Wagen herumgekommen sein, tauchte als Schreckgespenst vor mir auf und hielt seine gefährliche Handsäge hoch, um mit dem scharfen Blatt meinen Kopf zu treffen.
Ich tauchte zur Seite weg und verpaßte ihm einen Karatetritt, der ihn gegen den Kotflügel schleuderte.
Schießen wollte ich nur im äußersten Notfall. Diesen Widerling mußte ich unbeschadet zwischen die Finger bekommen, damit er mir noch einiges erzählen konnte. Irgendwie hatte ich das unbestimmte Gefühl, daß unser Fall und das Auftauchen dieses Unholds miteinander in Verbindung standen.
Als ich nach vorn hechtete, da hatte er bereits reagiert. Wieder erinnerte er mich an seinen Reaktionen an einen Schatten. Er hatte sich abgestoßen, war um den Wagen herumgelaufen und verschwand im Gebüsch am Straßenrand.
Ich hörte noch das Brechen und Knacken der Äste, seine dumpfen Schritte, dann war von ihm nichts mehr zu sehen.
Ich atmete tief ein. Jetzt hatte ich die Wahl. Sollte ich ihn verfolgen

oder mich erst um die neben dem Rad liegende Frau kümmern? Ich wußte nicht, wie schwer sie verletzt war. Vielleicht mußte sie dringend in ärztliche Behandlung. Deshalb ließ ich den Mann mit der Säge vorerst laufen und ging zu der blondhaarigen Person.

Sie rührte sich nicht. Aber ich hörte ihr leises Weinen, als ich mich zu ihr niederbeugte.

Sacht berührte ich sie an der rechten Schulter, und sie zuckte zusammen, um noch im gleichen Moment mit einem Schrei auf den Lippen in die Höhe zu fahren.

»Bitte, beruhigen Sie sich«, sagte ich hastig. »Ich tue Ihnen nichts. Sie müssen…«

»Nein, nein!« schrie sie und schlug nach mir. Einmal streiften ihre Fingernägel meinen Hals. An der Stelle spürte ich einen beißenden Schmerz, um den ich mich nicht kümmern wollte. Die Frau war jetzt wichtiger.

»Madam!« Meine Stimme klang beschwörend, und es gelang mir zum Glück, ihre Hände festzuhalten.

Sie erschlaffte. Auf einmal war jeder Widerstand in ihr erloschen. Vor mir lag ein angstzitterndes Bündel, das nicht fähig war, das Schreckliche zu verkraften.

Ich hoffte, sie mit einem Lächeln weiterhin beruhigen zu können, doch der entsetzte Ausdruck war aus ihren Augen nicht fortzubekommen.

Diese Frau vor mir mußte ungemein Schlimmes hinter sich haben.

Danach versuchte ich es mit Worten, teilte ihr mit, wer ich war und daß ich ihr helfen wollte.

Sie verstand mich.

»Bitte«, flüsterte sie plötzlich.

»bitte…«

»Reden Sie, Madam.«

»Jim, er ist…«

Sie begann wieder zu weinen, so daß mir nichts anderes übrigblieb, als zu schweigen.

Ich ließ sie auch liegen und räumte erst einmal das Rad von der Straße, denn es lag dort als Verkehrshindernis. Danach ging ich zu ihr und zog sie auf die Beine.

Ich mußte die Frau stützen, sonst wäre sie zusammengebrochen. Im Handschuhfach hatte ich immer eine kleine Taschenflasche mit Whisky.

Die holte ich hervor, während ich die Frau so lange an den Wagen lehnte. »Trinken Sie«, bat ich und schraubte die Flasche auf.

Sie verstand nicht. Also mußte ich ihr selbst den Alkohol einflößen.

Automatisch begann sie zu schlucken, dann hustete sie, und ihre Augen füllten sich weiterhin mit Tränen.

Es dauerte Minuten, bis ich sie soweit hatte, daß sie einige zusammenhängende Sätze sprechen konnte. Ich erfuhr die Geschichte und wurde blaß. Mein Gott, was hatte diese Frau hinter sich! Sie mußte seelisch zerbrochen sein.

Auch verletzt hatte sie sich bei dem Aufschlag auf die Straße. An beiden Beinen war der Hosenstoff aufgerissen. Das rauhe Pflaster hatte die Haut aufgescheuert und Wunden hinterlassen, die bluteten. Ich holte die Autoapotheke hervor und klebte Pflaster auf die blutenden Stellen. Am Arm hatte sie auch etwas abbekommen, allerdings nur in Höhe des rechten Ellbogens, und das war nicht so schlimm.

»Wir… wir müssen hin«, wimmerte sie.

»Wo war es genau?«

Sie zeigte auf den Wald.

Mittlerweile hatte ich auch ihren Namen erfahren. »Dann kommen Sie bitte mit, Miß Benson. Oder wollen Sie hier…?«

»Nein, nein, nicht allein. Bitte nicht!«

Ich verstand sie sehr gut, hakte sie unter und schlug mit ihr den Weg zum Wald ein.

Stella Benson hatte Spuren hinterlassen, als sie mit ihrem Rad durch die Büsche gefahren war. Eine regelrechte Schneise war entstanden, durch die wir auch gingen.

Dahinter begann sofort der Wald.

Zumeist waren es hohe Nadelbäume, aus denen er sich zusammensetzte.

Wir brauchten keine Angst zu haben, von irgendwelchen Zweigen oder sperrigen Ästen behindert zu werden.

Schon bald sah ich, wie schwer es für die Frau gewesen sein mußte, dem Unhold zu entkommen. Das Gelände zeigte eine hügelige Form, bildete Buckel und kleine Mulden. Es war ein Auf und Ab, wenn man da durchfahren wollte.

Sie hatte es eilig. Obwohl sie sich kaum auf den Beinen halten konnte, schleifte sie mich mit, denn sie wollte unbedingt sehen, ob ihr Freund noch zu retten war.

Ich glaubte es nicht.

Die Bestätigung bekamen wir wenig später, als wir am Rand der Mulde standen und hineinschauen konnten.

Eine Decke lag da. Auch noch die Essensreste. Links von uns sah ich das zweite Rad. Der Rahmen war zerbrochen. Die Säge mußte ihn durchschnitten haben.

»Mein Gott, wo ist Jim?«

Eine berechtigte Frage der Stella Benson, denn von Jim Cartwright sahen wir keine Spur.

Er war verschwunden!

Sie schaute mich an. Ein paarmal mußte sie ansetzen, um zu

sprechen.
»Ob er sich hat retten können?«
Ich lächelte zuversichtlich, obwohl ich eigentlich das Gegenteil von dem dachte. »Bestimmt hat er sich retten können, Stella. Aber ich will mal nachsehen. Bleiben Sie bitte hier.«
»Wenn er nun zurückkehrt?« Ihre Stimme klang schrill.
»Ich laufe ja nur in die Mulde hinein und kann Sie deshalb immer im Auge behalten.«
Da nickte sie.
Mehr rutschend als laufend gelangte ich nach unten, blieb stehen und schaute mich um. Der Boden war mit altem, fauligem Laub bedeckt.
Dazwischen sah ich auch abgestorbene Nadeln, und ich entdeckte eine Stelle, an der das Laub aufgewühlt war.
Da ging ich hin.
Dunkle Flecken fielen mir auf. Ich bückte mich und schaute genauer nach. Sogar die rechte Zeigefingerspitze tunkte ich hinein.
Kein Zweifel, das war Blut!
Mein Verdacht verdichtete sich, daß mit Jim Cartwright etwas Schreckliches geschehen war. Ich glaubte sogar, daß der Mörder noch einmal zurückgekehrt war und die Leiche weggeschleppt hatte, damit wir sie nicht fanden.
»Mr. Sinclair, haben Sie etwas gefunden?«
Hastig wischte ich meinen Finger ab und kam wieder in die Höhe. »Nein, tut mir leid, Miß Benson, aber ich bin auch ratlos«, erwiderte ich wider besseres Wissen.
»Dann kann er entkommen sein?« Hoffnung schwang in ihrer Stimme mit. Ich wollte die Frau nicht enttäuschen und nickte.
»Ja, das ist möglich.«
»Wir müssen ihn suchen! Schnell, beeilen Sie sich!« Stella Benson streckte mir ihren Arm entgegen, als ich den Hang der Mulde hochkletterte.
Ich ergriff ihre Hand und blieb neben der Frau stehen. »Wissen Sie nicht, wo er sein könnte?«
»Nein, wir sind ja nicht von hier.« Plötzlich wurden ihre Augen groß.
»Himmel, unser Auto!«
»Wo steht es?«
»Nicht sehr weit von hier. Vielleicht zwei Meilen. Dort kann er hingelaufen sein.«
»Zeigen Sie mir den Weg.« Die Frau hatte mich mit ihrem Optimismus angesteckt.
»Wir brauchen nicht zu Fuß zu gehen, sondern können den Wagen nehmen. Ihr Auto parkt nahe der Straße. Wir wollten ja nach der Radtour noch zu der Mühle und etwas trinken.«
»Hatten Sie einen besonderen Grund, der Mühle einen Besuch

abzustatten, Miß Benson?«
»Nein, nur so.«
»Dann waren Sie zuvor noch nie da?« Sie schüttelte den Kopf.
»Weshalb fragen Sie, Mr. Sinclair?«
»Ach, nur so.«
Wir hatten uns während des Rückweges unterhalten, standen nun an meinem Bentley, und ich schloß für Stella Benson die Beifahrertür auf.
»Steigen Sie ein, Mrs. Benson.«
Sie nickte mir dankend zu. Zum Glück hatte der Typ nicht die Frontscheibe zersägt. Ich fegte Glaskrümmel von meinem Sitz und nahm dann ebenfalls Platz.
Als ich startete, dachte ich an Maria Ketto, die ich besuchen wollte.
Konnte ich es überhaupt riskieren, mit Stella durch die Gegend zu fahren? Ja, ich mußte es. Vielleicht ergab sich daraus auch eine Spur in unserem Fall.
Die Frau hatte sich den Weg gut gemerkt. Wir fanden sogar die Stelle, wo sie mit ihren Rädern von der Fahrbahn ab, und in den Wald eingebogen waren.
Je näher wir unserem Ziel kamen, um so aufgeregter wurde sie. Ich drückte ihr die Daumen und hoffte, daß sie ihren Freund lebend in seinem Wagen sah.
Als wir den Parkplatz erreichten, stand der cremefarbene Lancia dort einsam und verlassen. Von Jim Cartwright entdeckten wir nicht die geringste Spur.
Stella Benson begann wieder zu weinen. Sie schlug die Hände vor ihr Gesicht und flüsterte: »Jetzt ist alles aus.«
»Noch haben wir Ihren Freund nicht gefunden. Vielleicht war es ihm zu gefährlich, zu seinem Wagen zurückzulaufen. Außerdem ist es eine ziemlich weite Strecke.«
»Das sagen Sie doch nur so.«
Ich stieg aus und schaute mir den Lancia an. Nichts deutete darauf hin, daß er während seiner Parkzeit auch nur berührt worden wäre. Nein, Jim Cartwright war sicherlich nicht hiergewesen.
Auch Stella Benson hatte den Wagen verlassen und sich auf die Zehenspitzen gestellt. Sie blickte in die Runde und suchte ihren Freund.
Langsam ging ich wieder zurück. »Wir werden den Wagen hier stehen lassen« schlug ich vor. »Falls Ihr Freund noch einmal kommt, dann wird er mit ihm flüchten können.«
»Wenn Sie meinen…«
Ich legte ihr eine Hand auf die Schulter. »Kommen Sie, meine Liebe, wir fahren.«
»Wohin?«
»Ich muß in den nächsten Ort und da noch etwas untersuchen. Es

dauert nicht lange. Ich nehme Sie mit und bringe Sie anschließend zur Polizei. Bei ihr sind Sie sicher.«

»Wenn Sie meinen…«

Schon zuvor hatte ich mir diese Möglichkeit überlegt und war froh, daß Stella keinerlei Einwände hatte.

Als wir wieder im Wagen saßen, fing Stella an zu weinen. Ich muß ehrlich zugeben, daß ich weinenden Frauen gegenüber immer hilflos bin.

Auch hier wußte ich nicht, was ich sagen sollte. Banale Sätze, wie »Es wird schon alles gutgehen«, waren mir einfach zu billig. Deshalb schwieg ich.

Und es ging nicht gut, das möchte ich einmal vorwegnehmen. Dieser Fall sollte sich noch zu einer wahren Orgie des Schreckens entwickeln…

***

Suko wartete, bis der Bentley nicht mehr zu sehen war, dann drehte er sich um und schaute wieder auf die Mühle.

Soeben leuchteten die beiden Laternen auf. Durch das getönte Glas wurde das Licht gedämpft, ein wenig einheimelnder und schmeichelnder.

Auch die großen Flügel der Mühle waren nicht festgestellt worden. Der Abendwind fing sich in den Sparren und sorgte dafür, daß die gewaltigen Flügel bewegt wurden.

Langsam nur drehten sie sich. Das Gewinde knarrte, Holz ächzte, und die am Boden installierten Scheinwerfer warfen ihre schrägen Lichtbahnen gegen das Relikt aus einer längst vergessenen Zeit.

Der Chinese mochte die Mühle. Sie hatte so etwas Unerschütterliches an sich und Beruhigendes, aber er dachte auch an die Gefahr, die unter Umständen im Innern lauern konnte.

Der mußte und wollte er entgegentreten.

Der Inspektor zögerte nicht mehr länger, sondern setzte sich in Bewegung und steuerte den Eingang an. Bisher waren noch keine weiteren Gäste erschienen. Zum Dinner war es eigentlich noch ein wenig zu früh, wie Suko mit einem Blick auf die Uhr feststellte. Sicherlich würde der Betrieb später einsetzen.

Als er die Rauchglastür zurückdrückte, schaute die Frau an der Garderobe auf. »Sie sind ja wieder da, Sir.«

»Ja, mir gefällt es eben.«

Die Garderobiere mit den hochtoupierten und blondgefärbten Haaren lächelte breit. »Ja, ja, so denken eben viele Gäste, die zu uns kommen. Wer einmal hier gegessen hat, kommt immer wieder.«

Suko nickte ihr noch einmal zu und betrat das Lokal. Fast wäre er mit einer dunkelhaarigen Frau zusammengestoßen, die zu der in der

Nähe liegenden Toilettentür wollte. Die Frau — sie trug einen Hosenanzug aus Nappaleder — blieb stehen, warf die Haarflut zurück und schaute Suko aus unergründlichen Augen an.

Der Chinese fühlte sich unter dem prüfenden Blick ein wenig unwohl. Er wollte vorbei, doch der weibliche Gast ließ ihn nicht gehen. »Bleiben Sie einen Moment«, sagte die Frau mit flüsternder Stimme.

»Wieso? Was soll ich…?«

»Pssstt…!« Sie legte einen Finger gegen ihre Lippen, nahm ihn dann fort und strich mit den Kuppen über die Haut des Inspektors.

»Wunderschön«, hauchte sie.

Suko war perplex. »Was ist wunderschön?«

»Ihre Haut«, flüsterte die Frau weiter. »Ihre herrliche Haut. Sie ist einfach wunderbar.«

Die Szene war zwar nicht schaurig, aber trotzdem rann dem Inspektor eine Gänsehaut über den Rücken. Diese Worte hatten etwas zu besagen, und in Verbindung mit dem Fall damals in Darkwater bekamen sie eine ganz besondere Brisanz.

Die Finger blieben an der Wange liegen. Suko spürte die Kühle und sah dicht vor sich das Gesicht der anderen. Ja, er hatte sie schon einmal gesehen. Das war eine Person aus Darkwater, die durch den Bann des Kalifato in eine andere Dimension geschleudert worden war.

Jetzt sah Suko sie hier!

In seinem Hirn überschlugen sich die Gedanken. Er suchte nach einer Lösung für dieses Problem. Der Inspektor wollte dieser Frau unbedingt näherkommen, das heißt, er wollte mit ihr reden, denn sie konnte ihm sicherlich einiges sagen.

Was er ansonsten selten oder nie tat, das machte er jetzt. Er lud die fremde Frau ein.

»Darf ich Sie bitten, mit mir einen kleinen Schluck zu trinken? Natürlich nur, wenn Sie nicht in Begleitung…«

»Aber das macht doch nichts. Ich bin in Begleitung, es ist mein Bruder.«

Sie löste die Hand von Sukos Wange. Der Arm fiel nach unten, dann deutete sie in eine schummrige Ecke, wo sich schwach die Umrisse einer Bar abzeichneten. »Wenn es Ihnen nichts ausmacht, könnten wir dort Platz nehmen.«

»Gern.«

Die Frau übernahm die Initiative. Sie ergriff sogar Sukos Arm und drückte den Chinesen in die entsprechende Richtung.

Suko ließ sich führen.

Hinter der kleinen Bar, sie erinnerte in ihrer Form an ein Hufeisen aus Holz mit gläsernen Platten, waren Lampen installiert worden. Sie leuchteten von unten nach oben. Der Mann hinter der Theke hatte die Hälfte seiner Haare bereits verloren, sie dafür weiter hinten jedoch bis

über die Ohren gekämmt. Das Lächeln wirkte unecht.

Suko und die Frau nahmen Platz. Die Unbekannte ließ keinen Blick von dem Chinesen. Hin und wieder schüttelte sie den Kopf und sprach öfter von der Haut des Chinesen.

»Was möchten Sie trinken?«

Sie lächelte. Suko erkannte, daß sie einen breiten Mund hatte. Im hochsteigenden Licht wirkte ihr Gesicht ein wenig maskenhaft, auch wenn die Konturen scharf hervortraten und erste Falten in Höhe der Augen zu sehen waren.

»Ich nehme einen trockenen Martini.«

Der Mixer nickte, bevor er, den Chinesen fragend anschaute. Suko bestellte sich das gleiche.

»Sie sind zum ersten Mal hier?« fragte die Frau.

»Ja.«

»Habe ich Sie vorhin nicht in Begleitung gesehen.«

»Es war ein Freund.«

»Ist er gefahren?«

Suko nickte.

Die Frau lachte leise und öffnete ihre Handtasche. Sie holte Zigaretten hervor. »Ich heiße übrigens Margie«, sagte sie, bevor sie den Glimmstengel zwischen die roten Lippen klemmte und der Chinese Streichhölzer von der Bar nahm. »Darf ich Ihren Namen erfahren?«

Suko gab ihr Feuer und eine Antwort.

»Wie exotisch sich Ihr Name anhört«, erwiderte sie und blies den Rauch in Richtung Decke.

»Ich komme eben aus China. Aber Sie sind Engländerin, nicht wahr, Margie?«

»Richtig geraten.«

»Aus dieser Gegend?«

Sie lachte etwas rauh. »Nein, das nicht.«

Suko beschloß, aufs Ganze zu gehen. »Kann es sein, daß Sie aus Darkwater stammen?«

Er sah das Zucken ihrer Augenlider und erkannte auch das unechte Lächeln auf ihren Lippen. »Darkwater? Was ist das?«

»Ein kleiner Ort an einem See.«

Margie winkelte den rechten Arm an und klemmte den Filter der Zigarette zwischen ihre Lippen. Der Blick wurde plötzlich lauernd, als sie den Kopf drehte und Suko direkt anschaute, wobei zwischen ihrem und seinem Gesicht dünne Rauchfäden hochstiegen. »Darkwater sollten Sie vergessen, Suko, denn Darkwater ist tot…«

Suko blieb bei seiner Meinung. »Nein, es gibt ihn noch. Glauben Sie mir. Er ist nicht tot, nur die Menschen, die dort einmal gelebt haben, sind verschwunden, und jetzt treffe ich sie wieder. Sie gehören zu den

Bewohnern von Darkwater, Margie.«
»Wie können Sie das behaupten?« Sie nahm das Glas und trank hastig einen Schluck.
»Beweisen Sie mir, daß Sie nicht dazugehören, und alles ist für mich in Ordnung.« Suko blieb hart, und er trieb mit diesem Satz die Frau in die Enge.
»Das habe ich nicht nötig!«
Der Inspektor lächelte. »Nach dieser Antwort muß ich annehmen, daß Sie mir etwas verschweigen.«
Sie beugte sich vor, so daß Suko das schwere Parfüm wahrnehmen konnte. »Muß ich mir das von Ihnen gefallen lassen?«
»Madam, ich bitte um Verzeihung, aber waren Sie es nicht, die mich angesprochen hat?«
»Allerdings.« Sie kräuselte die Lippen, der Blick ihrer Augen wurde wieder weicher. »Nur wollte ich mit Ihnen über Ihre so herrliche Haut diskutieren.«
»Ich sehe keinen Grund« Suko griff nach seinem Glas. »Außerdem wundert es mich, daß Sie sich so dafür interessieren. Was ist schon Besonderes daran?«
Margie hob die Schultern. »Sie gefällt mir eben, und sie wird auch den anderen gefallen.«
»Welchen anderen?«
»Meinen Freunden.«
»Und wer sind diese Freunde, wenn ich mal fragen darf?«
Margie drückte die Zigarette aus und drehte sich auf dem mit Fell bespannten Hocker. »Schauen Sie sich um, Suko. Jeder, der hier sitzt, gehört zu meinen Freunden.«
»Und stammt aus Darkwater?«
»Möglich.«
»Also ja.« Sukos Gesicht zeigte plötzlich einen starren Ausdruck. »Wie kommen Sie hierher, wo der Ort doch entvölkert wurde? Können Sie mir da eine Antwort geben?«
»Wir sind mit dem Wagen gefahren.«
»Verkaufen Sie mich nicht für dumm. Ich selbst habe erlebt, wie Darkwater damals entvölkert wurde. Sie brauchen mir nichts zu erzählen, Margie. Sie kommen nicht aus Darkwater.«
»Woher dann?«
»Aus der Leichenstadt!«
Suko hatte etwas laut gesprochen. Auch der im Halbdunkel stehende Mixer hatte die Worte vernommen und machte einen Schritt nach vorn, so daß er nun besser zu sehen war. Er fühlte sich auch angesprochen, als großer Retter in der Not aufzutreten, und er fragte: »Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein, Margie?«
»Nein, das regle ich schon. Halte du dich zurück!«

»Wie Sie wünschen.«

Suko verzog die Mundwinkel. »Es hätte ihm auch nichts eingebracht«, sagte er und schaute auf seine Handkanten. »Eine Chance gegen mich hat er nicht.«

»Sie sind sehr von sich eingenommen.«

»Nein, aber Realist.« Suko wunderte sich selbst, wie er redete. Das war sonst nicht seine Art.

»Ich sehe schon, daß wir irgendwie nicht miteinander zurechtkommen«, sagte Margie und legte einen betrübt klingenden Ton in ihre Stimme.

»Deshalb tut es mir leid um Sie.«

»Wieso das?«

»Ja, Suko. Sie haben sich das falsche Lokal ausgesucht, dessen bin ich mir sicher.«

»Können Sie mir das genauer erklären?«

»Natürlich. Wenn Sie sich nicht freiwillig von Ihrer Haut trennen, geschieht dies unfreiwillig. Mit anderen Worten: Sie werden diese Mühle wohl nicht lebend verlassen…«

***

Stella Benson und ich erreichten den kleinen Ort, dessen Namen ich noch immer nicht wußte. Die wenigen Häuser standen verstreut. Sechs von ihnen allerdings waren dicht zusammengebaut worden, und in einem Haus gab es auch eine Post.

Die wurde soeben geschlossen. Ein alter Mann stand vor der Tür, hatte sich gebückt und versuchte, den Schlüssel in ein Schloß zu schieben.

Als ich anrollte und zudem noch auf die Hupe drückte, da zuckte er wie unter einem Schlag zusammen und wandte sich hastig um.

Ich schaute aus dem zerstörten Fenster. »Haben Sie mal Zeit für zwei Fragen?«

Der alte Mann rückte seine Mütze zurecht. »Die Post hat geschlossen. Sie müssen Ihren Brief schon in einen Kasten werfen, Mister.«

»Darum geht es nicht. Ich möchte nur eine Auskunft von Ihnen.«

»Nach Feierabend bin ich auch dafür nicht zuständig, Mister. Merken Sie sich das.«

Ich zeigte ihm einen Geldschein. Manche Menschen sind eben nur durch das bedruckte Papier zu überzeugen. Auch dieser Knabe hier. Sofort wurde er freundlicher. »Worum geht es denn?«

»Ich suche eine gewisse Maria Ketto. Können Sie mir sagen, wo die Dame wohnt?«

Er wollte noch vor seiner Antwort nach dem Schein grapschen, doch ich zog rasch die Hand weg, und er faßte ins Leere.

»Erst die Antwort, Mister.«

Der Alte grinste. »Da müssen Sie raus. Fahren Sie hier weiter runter und den nächsten Weg rechts rein. Nach hundert Yards kommt ein altes Haus. Die Ketto wohnte, oben unter dem Dach. Nehmen Sie den hinteren Eingang, da stören Sie die anderen nicht.«

»Danke. Und wo finde ich die Polizei?«

»Hier bestimmt nicht.« Er lachte meckernd. »Wir haben keinen Polizeiposten und brauchen auch keinen. Aber sagen Sie mal, was haben Sie denn damit zu tun? Die Ketto und die Polizei. Stimmt da was nicht?«

»Alles in Ordnung«, erwiderte ich und schnickte ihm den Schein zu, den er sagenhaft schnell auffing. Ich drehte den Zündschlüssel und startete den Bentley.

»Da haben wir ja Pech gehabt«, sagte Stella Benson mit erstickt klingender Stimme neben mir.

»Warten wir mal ab.«

»Was geschieht denn nun mit mir?«

»Wir bleiben zusammen.«

»Wie?«

Ich lachte. »So, wie ich es Ihnen sagte. Ich kann Sie nicht irgendwohin bringen. Ich… Verdammt!«

Den Lieferwagen hatte ich im letzten Augenblick gesehen. Er kam aus einem Seitenweg, so schnell und überraschend, daß er mit seiner Schnauze fast in meinen Wagen gefahren wäre. Zum Glück konnte ich durch eine schnelle Lenkbewegung ausweichen.

»Ist der denn wahnsinnig?« schimpfte ich.

»Das sind die Bauern, Mr. Sinclair. Die haben alle ihren Führerschein vom Versandhaus bekommen.«

»Kommt mir bald auch so vor.« Ich kümmerte mich nicht mehr um den Wagen, sondern kickte den Blinkhebel und sah zu, daß ich den Bentley herumbekam, denn der von der Straße abzweigende Weg war sehr schmal.

Das Haus konnten wir sehen. Es war ein altes Landhaus, mit einer Dachbedeckung, die zum Teil aus Ried bestand. Auf der anderen Hälfte lagen normale Pfannen.

Den Hintereingang sollten wir benutzen, hatte der Alte gesagt. Okay, ich steuerte den Wagen hinter das Haus, wo es penetrant nach Jauche stank. Schuld daran trug der Misthaufen, vor dem wir stoppten. Auf dem braunen Hügel stand ein kräftiger Mann mit einer langen Forke in der rechten Hand. Er schaute auf uns hernieder wie Zeus aus dem Götterhimmel. Nur hatte der keine blaue Schirmmütze getragen und auf keinem Misthaufen gestanden.

Stella blieb im Wagen sitzen, während ich ausstieg und freundlich grüßte.

Der Mann nickte nur.

»Wir möchten zu Maria Ketto«, sagte ich. »Ist sie oben.«
»Ja. Aber Sie werden sich wundern.«
»Wieso?«
»Gehen Sie mal rauf. Sind Sie von der Zeitung?«
»Möglich.«
»Ist ja auch egal.« Er lachte wie jemand, der es besser wußte.
Ich ging noch einmal zum Wagen und öffnete die Beifahrertür. »Sollte etwas sein, Stella, dann rufen Sie mich bitte, ja?«
»Okay, mach' ich.« Sie schluckte. Ihr Gesicht war nach tränenfeucht.
Auch in den Augen schimmerte es. Unter ihnen lagen rote Ränder, aber Stella Benson erholte sich wieder, denn bisher war ihr Freund noch nicht tot aufgefunden worden. Das gab ihr die Hoffnung.
Einigermaßen beruhigt ließ ich die Frau in meinem Wagen zurück. Ich ging an dem Misthaufen vorbei und steuerte die Tür an, die einen dunkelgrünen Anstrich zeigte. Der Geruch der Jauche verfolgte mich bis in den Flur, in dem ich eine schmale Treppe vorfand. Ich mußte sie hochsteigen, bis ich unter das schräge Dach gelangte, wo sich ebenfalls noch eine Tür befand.
Sie gehörte zu Maria Kettos Wohnung.
Ich klopfte. Den Kopf hatte ich eingezogen. Über mir sah ich das Gebälk.
Es lag im Dunkeln, denn das Licht der einzigen Lampe reichte nicht so weit.
Zwar hatte ich laut genug gegen die Tür geschlagen, eine Antwort bekam ich nicht.
War sie nicht zu Hause? Wenn ja, hätte mir das der Bauer auch sagen können.
Ich wollte schon wieder abdrehen und hinuntergehen, als ich über mir ein Geräusch vernahm. Und zwar war es dort aufgeklungen, wo das Gebälk im Dunkeln lag.
Hastig hob ich den Kopf.
Über einem waagerecht verlaufenden Balken erschien ein bleiches Frauengesicht. Es sah schaurig aus, wie es aus der Düsternis zu mir herabschaute.
Das mußte Maria Ketto sein.
Aber weshalb hatte sie sich dort oben versteckt?
»Sind Sie Maria Ketto?« fragte ich und schaute sie direkt an, wobei ich noch lächelte.
Sie nickte.
»Kommen Sie doch bitte herunter. Ich bin von der Polizei und habe mit Ihnen ein paar Worte zu reden.«
»Polizei?« Sie wiederholte das Wort, bewegte sich dann und kletterte auf den dicken, waagerecht verlaufenden Balken, wo sie für einen Moment geduckt stehenblieb.

Jetzt konnte ich sie besser erkennen und sah nicht nur ihr Gesicht. Auch den Hals sowie einen Teil des Oberkörpers — und den Strick.

Er hing um ihren Hals!

»Mein Gott!« schrie ich, aber es war schon zu spät. Bevor ich sie daran hindern konnte, sprang sie nach unten, und der Strick spannte sich mit einem sirrenden Geräusch…

***

Als Margie nichts mehr hinzufügte, nahm Suko sein Glas und nippte an dem Martini. Dann stellte er es ab und erkundigte sich: »Habe ich Sie eben richtig verstanden?«

»Das haben Sie. Ich werde dafür sorgen, daß Sie die Mühle nicht mehr lebend verlassen.«

»Sie wollen mich also töten?«

»Ich und die anderen.«

»Haben Sie einen Grund?« Suko blieb weiterhin gelassen.

»Den sagte ich Ihnen schon. Wer nicht für uns ist, der ist gegen uns. Sie gehören dazu.«

Es war eine seltsame Situation, die Suko da erlebte. Da saß er mit einer gut aussehenden Frau an einer Bar, und sie berichtete davon, daß sie ihn töten oder töten lassen wollte.

»Ich bedanke mich dafür, daß Sie mich gewarnt haben«, erwiderte Suko lächelnd. »Aber das, was Sie hier wollen, haben schon andere versucht und nicht geschafft. Ich bin sicher, daß ich auch Ihnen entkommen werde.«

»Mir vielleicht, aber ihm nicht.«

»Wen meinen Sie damit?«

Margie senkte den Blick und spielte mit ihrem Glas. »Wir haben ihm keinen Namen gegeben. Er ist der Mann mit der Säge. Er erledigt das, was erledigt werden muß, wenn Sie verstehen…«

»Nein«, antwortete Suko ehrlich.

»Er bringt uns die Opfer, die Haut. Von den Köpfen und von den Leibern. Es kommt darauf an, was wir gerade brauchen.«

In Suko kroch langsam das Grauen hoch. Die lässig dahingesprochenen Worte waren furchtbar. Die Frau sprach von Tod und Vernichtung, als wäre es das völlig Normalste von der Welt. »Für wen brauchen Sie die Haut?« zischte Suko.

»Für uns!«

»Aber ihr seid doch…«

Da lachte die Frau. Schallendes Gelächter drang aus ihrem Mund, bevor sie den Arm hob, die Hände in die Haut an ihrem Hals verkrallte und sie dann anhob.

Suko glaubte, seinen Augen nicht trauen zu können. Das hatte er noch nie gesehen. Diese Frau neben ihm konnte ihre Haut abziehen.

Und nicht Blut oder Muskeln kamen darunter zum Vorschein, sondern Drähte, Metallteile und eine weiche, gelblich schimmernde Masse, die man kurzerhand auf und in einen skelettierten Schädel gepreßt hatte.

In einen Schädel, der bläulich schimmerte und so aussah wie der des Fährmanns damals am Todessee.

Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, nun besaß Suko ihn. Vor ihm saß ein Wesen aus der Leichenstadt…

***

Der Fall des Mädchens wurde rasend schnell abgebremst. Eine Handlänge über dem Boden pendelten die Füße. Der Körper schaukelte nach und prallte gegen mich.

Ich streckte sofort meine Arme vor, hielt ihn fest und versuchte, die Schlinge am Hals zu lockern. Es war fast unmöglich. Ich brach mir zwei Fingernägel ab, aber ich gab nicht auf. Vielleicht konnte ich es dennoch schaffen.

Endlich hatte ich den verdammten Doppelknoten gelockert, und einen Moment später streifte ich die Schlinge über den Kopf des Mädchens.

Hielt ich jetzt eine Tote in meinen Armen?

Ich fühlte sofort nach dem Herzschlag, sah gleichzeitig die tiefen Male am Hals und bekam schreckliche Angst, daß Maria Ketto tot sein würde.

Wenn die Schlinge fachmännisch genug geknüpft war, hatte sie keine Chance gehabt.

Das Herz schlug!

Mir wurde wieder besser. Dieses schwache Geräusch munterte mich regelrecht auf. Ich hatte es also doch geschafft. Zudem war die Schlinge nicht so geknüpft worden, als hätte dies ein Fachmann getan. Maria Ketto konnte gerettet werden.

Sie war allerdings bewußtlos.

Vorsichtig hob ich sie an und ließ sie auf meinen ausgebreiteten Armen liegen. Mit dem Ellbogen drückte ich die Klinke der Tür hinab und betrat mit meiner menschlichen Last die Wohnung.

Dort legte ich Maria auf eine Liege nieder und begann mit einer vorsichtigen Herzmassage.

Wahrscheinlich hatte ihr Kreislauf ausgesetzt. Auf jeden Fall stand sie unter einem Schock. Weshalb hatte sie das getan? Wer hatte ihr einen Grund gegeben?

Sollte das Auffinden des Kopfes eine so schreckliche Nachwirkung bei ihr gehabt haben?

Wahrscheinlich — ich jedenfalls konnte mir keine andere Möglichkeit vorstellen.

Es dauerte nicht einmal lange, da öffnete Maria Ketto die Augen. Sie

schaute mich an, und ich zuckte zurück.

Nein, das war kein normaler Blick mehr. In diesen Augen leuchtete etwas anderes.

Der nackte Wahnsinn!

Es war für mich nicht einfach, dies zu begreifen, aber ich mußte mich mit den Tatsachen abfinden. Von Maria Ketto konnte ich nichts erfahren. Sie war geistig gestört. Vielleicht wußte sie nicht einmal, was sie getan hatte.

Ihre Reaktionen jedenfalls zeigten genau das Gegenteil.

Sie riß ihren Mund auf und kicherte. Dabei sprühte sie mir Speichel ins Gesicht, und ihre Hände fuhren tastend und zitternd über meinen Körper.

»Maria!« sprach ich sie an. »Hören Sie mich?«

Sie kicherte wieder.

»Komm«, sagte sie und versuchte, mich hinunterzuzerren. »Bleib bei mir. Wir beide machen es uns schön!« Sie lachte schrill und wollte aufstehen.

Ich ließ sie.

Hastig erhob sie sich vom Bett. Sie trug einen roten Rock, der noch den Schmutz des Dachbodens zeigte, ebenso wie der graue Pullover. Sie drehte sich im Kreis. Das dunkle Haar flog, und sie klatschte dabei in die Hände.

Irgendwie war es schaurig, so etwas mit ansehen zu müssen, und ich fröstelte.

Dann schrie sie ohne Übergang los. »Tod… Der Tod. Ich habe ihn gesehen. Die Skelette im Keller, die grinsenden Schädel, den Kopf in der Küche. Es gehört mir, nur mir!« Sie warf die Arme hoch, als wollte sie etwas fangen, das jedoch nicht vorhanden war. Von einer Sekunde zur anderen sackte sie dann zusammen und schluchzte auf.

Ein Fußtritt schleuderte die Tür nach innen. Auf der Schwelle stand der Bauer. Er hielt ein Jagdgewehr in der Hand. Die Mündung wies genau auf mich.

»Was haben Sie mit ihr angestellt?« schrie er mich an. Sein Gesicht war zorngerötet, die Lippen zuckten, und der Mann sah so aus, als wollte er jeden Moment abdrücken.

»Augenblick mal«, sagte ich, wobei ich sicherheitshalber beide Arme hob. »Ich habe nichts mit ihr gemacht.«

»Ja!« schrie er. »Ich sehe es!«

Maria störte sich daran nicht. Sie tanzte weiter und sang Lieder vom Tod und Sterben, allerdings in Ungarisch und zudem mit ein paar Brocken Englisch vermischt. Danach ließ sie sich einfach fallen.

»Mein Name ist John Sinclair, und ich bin von Scotland Yard«, erklärte ich mit ruhiger Stimme.

Er zuckte zurück. »Polizei?«

»Sicher.«

»Beweisen Sie es.«

Ich holte meinen Ausweis hervor. Er schaute darauf, kam noch näher, so daß ich Gelegenheit bekam, ihm das Gewehr aus der Hand zu schlagen, ließ es jedoch bleiben. Er senkte die Flinte auch so und stotterte: »Das wußte ich nicht.«

»Dann wissen Sie es eben jetzt!«

Er drehte den Kopf, um auf das Mädchen zu schauen. »Was ist denn mit ihr geschehen?«

»Sie ist wahnsinnig und wollte sich umbringen.«

Der Bauer wurde bleich. »Was?«

»Ja, sie sprang vom Dachgebälk, und fast hätte sie es auch geschafft. Ich konnte sie im letzten Augenblick vor Schlimmerem bewahren und ihr die Schlinge abstreifen.«

Der Mann schlug sich gegen die Stirn. »Das kann ich nicht begreifen. Wie kann sie das tun?«

»Wissen Sie nicht, was sie hinter sich hat?«

»Ja, da war so eine Sache…«

»Genau die«, erwiderte ich und nickte. Auf Einzelheiten wollte ich nicht eingehen. »Haben Sie Telefon?«

»Unten.«

»Gut, dann kommen Sie mit.« Ich mußte unbedingt telefonieren. Maria Ketto durfte unter keinen Umständen allein gelassen werden. Mit einem Blick auf Maria gewandt sagte ich: »Man wird sie abholen müssen.«

Der Bauer schüttelte den Kopf. »Ich kann es nicht fassen. Sie war ein so ruhiges Mädchen, ist ihrer Arbeit nachgegangen und hat auch bei mir auf dem Hof freiwillig und gern geholfen. Nur in letzter Zeit, da war sie etwas komisch.«

»Wieso?«

»Nach dieser Entdeckung. Sie erzählte mir mal, daß sie etwas Schlimmes gesehen habe, aber nicht darüber sprechen dürfe. Von Skeletten hat sie sogar geredet und dann geschrien. Die hat ja richtig durchgedreht. Ist sie wahnsinnig?«

»Wahrscheinlich.«

Der Landwirt schüttelte sich, als ob ihm kalt wäre.

Ich dachte darüber nach, daß es schon oft Menschen gegeben hatte, die in einen Kreislauf des Grauens geraten waren und das Geschehen nicht verkraften konnten. Meist waren diese Menschen dann für lange, lange Zeit verloren.

Auch dachte ich an die Worte, die mir Maria noch vor kurzem entgegengeschleudert hatte. Sie hatte da von Skeletten im Keller gesprochen, von Köpfen. Welchen Keller meinte sie nun? Den hier unter dem Haus oder den Keller in der Mühle?

Wahrscheinlich letzteren. Und Suko steckte in der Mühle. Wenn die andere Seite etwas zu verbergen hatte, was immer es auch war, würde sie es wohl kaum zulassen, daß der Chinese es sah. Und wenn er es trotzdem versuchte, würde man ihn mit allen Mittel daran hindern. Er befand sich in Gefahr.

Für mich wurde es Zeit. Ich nickte dem Mann zu. »Helfen Sie mir bitte, das Mädchen nach unten zu tragen. Wir werden Maria dort lassen, bis sie abgeholt wird.«

Der Mann hängte seine Flinte über die Schulter und faßte mit an. Es war besser, wenn zwei Männer Maria nach unten schaffen. Völlig apathisch hing sie in unseren Armen.

Ich atmete auf, als wir in der großen Küche standen. »Meine Frau ist leider nach London gefahren. Sie kommt erst später zurück. Das Telefon steht übrigens im Nebenraum.«

»Danke.« Ich stieß eine halb offenstehende Tür völlig auf und stand im Wohnzimmer. Dort sah ich den schwarzen Apparat auf einer Kommode stehen. Ich rief nicht beim Yard an, sondern wählte die Nummer der normalen Schutzpolizei. Sie konnten sich erst einmal um Maria kümmern, sollten sie bei sich behalten, denn sicherlich mußte ich ihr später noch einige Fragen stellen.

Die Kollegen zeigten sich sehr hilfsbereit und versprachen, so rasch wie möglich zu kommen.

Da ich mich auf das Gespräch konzentrierte, war es mir kaum möglich, andere Geräusche wahrzunehmen. Ich glaubte jedoch, draußen einen Automotor zu hören, achtete nicht weiter darauf, sondern ging wieder zurück in die große Küche.

Der Bauer schien mir einen ziemlich ratlosen Eindruck zu machen. Er stand da und schaute auf seine Schuhspitzen.

»Ist etwas?« fragte ich.

»Ja, ich weiß nicht. Da ist ein Wagen gekommen, und dann habe ich einen Schrei gehört.«

Ich wurde hellhörig. »Sind Sie sicher?«

Er hob die Schultern.

Das würden wir gleich haben. Bevor der Bauer noch etwas hinzufügen konnte, war ich schon gestartet und raste nach draußen. Ich dachte an Stella Benson und hatte plötzlich große Angst um sie.

Es war inzwischen dunkler geworden. Der Himmel zeigte ein seltsames Schattenspiel zwischen Grau und Hell. Die Wolken sahen aus wie lange, flache Zungen. Aber das fahle Licht hatte auch seine Vorteile. Kurz vor Beginn der Dunkelheit ließ es die Konturen der einzelnen Gegenstände noch einmal scharf hervortreten.

Ich sah auch den Bentley. Er stand noch da, wo ich ihn geparkt hatte.

Nur eins hatte sich verändert.

Die Beifahrertür war offen. Sie schwang leicht hin und her, und in

meinem Magen setzte sich plötzlich ein Klumpen fest, denn ein schrecklicher Verdacht stieg in mir hoch.

»Stella!« rief ich.

Mit gewaltigen Schritten rannte ich auf den abgestellten Wagen zu, schaute hinein und fand ihn leer.

Keine Spur von Stella Benson.

Ein paarmal atmete ich tief durch. Die Innenbeleuchtung brannte. Meine Blicke fielen auf den Sitz, wo Stella gesessen hatte, und dort sah ich die frischen, dunklen Flecken.

Blut!

***

»Ist irgend etwas geschehen?« Die Stimme des Bauern klang auf, als er sein Haus verließ.

Ich drehte mich langsam um. »Meine Begleiterin ist nicht mehr da«, erwiderte ich mit kratziger Stimme. »Es tut mir leid…«

Der Bauer blieb stehen. »Ist sie Ihnen weggelaufen?«

»Nein, nein, aber Sie haben doch vorhin einen Wagen gehört, wenn ich mich nicht irre.«

»Das stimmt.«

»Haben Sie sonst noch etwas gesehen? Einen Mann oder vielleicht mehrere Personen?«

»Nein. Außerdem habe ich nicht aus dem Fenster geschaut, sondern nur auf Maria. Hat denn die Ankunft des Wagens etwas mit dem Verschwinden Ihrer Begleiterin zu tun?«

»Wahrscheinlich. Es kann sein, daß man sie vor unseren Augen entführt hat.«

Der Bauer schlug sich gegen die Stirn. »O nein«, stöhnte er, »das ist doch unmöglich. Von meinem Hof?«

»Leider.« Ich hatte inzwischen einen Entschluß gefaßt. »Hören Sie zu«, sagte ich zu dem Bauern. »Sie bleiben hier und achten auf Maria. Es werden gleich Polizisten kommen, die sie abholen. Verstanden?«

»Ja, ja, Sir.«

»Gut.« Ich schlug die Beifahrertür zu und öffnete die Tür an meiner Seite. Dann stieg ich in den Wagen.

»Kommen Sie noch einmal zurück, Sir?«

»Das will ich doch hoffen.«

»Und wohin fahren Sie jetzt?«

»Ich habe mich schon immer für alte Mühlen interessiert. Es soll ja eine besonders hübsche in Ihrer Nähe geben…« Mehr sagte ich nicht, sondern startete und fuhr scharf an.

***

Ein Kunstmensch!

Dieser erste Gedanke schoß dem Chinesen durch den Kopf, als er das

Schreckliche sah. Vor ihm saß keine echte Frau, sondern eine künstliche, bei der Technik und Magie eine Paarung eingegangen waren.

Aber wirklich ein Kunstmensch?

Nein, da stimmte etwas nicht. Irgendwo mußte es einen Riß innerhalb des Denkmodells geben, denn vor Suko saß kein Mensch, sondern ein Dämon.

Als Mensch war diese Frau, die sich Margie nannte, in die Leichenstadt entführt worden. Zurückgekommen war sie als Skelett, und man hatte mit ihr experimentiert. Technik und Magie arbeiteten Hand in Hand wie bei Destero.

Der Gedanke lag auf der Hand. Klar, Suko mußte sich an ihn erinnern.

Auch er war so etwas Ähnliches gewesen, aber ihn hatte damals Asmodina erschaffen. Sollte die Frau etwa auch…?

Nein, das war nicht möglich. Die Sache mit der Leichenstadt war nach Asmodinas Ende passiert!

Suko begann zu überlegen, entwickelte Theorien, doch die Stimme der Frau unterbrach ihn. Margie hatte ihre fleischfarbene Maske wieder über den Totenschädel gezogen und lächelte den Chinesen an.

»Was sagen Sie?«

»Ich bin überrascht.«

»So kühl reagieren Sie?«

»Soll ich schreien?«

»Es wäre zumindest in dieser Situation nicht ungewöhnlich gewesen.«

Sie lachte spöttisch. »Schade, daß ich keine Gedanken lesen kann. Ich hätte gern gewußt, was in Ihrem Schädel vorgeht, mein Lieber.«

»Das will ich Ihnen sagen. Ich denke da an die Haut, die Sie hochgezogen haben, und Ihre Reaktionen vorhin erscheinen für mich in einem völlig anderen Blickwinkel.«

»Ja, die Haut ist echt. Wir nehmen sie uns.«

Suko ballte die Hände. »Wie viele Menschen mußten deswegen schon ihr Leben lassen?« flüsterte er.

»Zehn. Sie können sich umschauen und die Gäste zählen.«

Der Inspektor schluckte.

»Und wo haben Sie die Menschen hergenommen?«

»Von überall. Denken Sie mal darüber nach, daß in London Tag für Tag zahlreiche Menschen verschwinden. Da fällt es nicht auf, ob es zehn mehr sind oder weniger. Es kommen oft Leute illegal ins Land. Auf sie haben wir uns spezialisiert.«

Da hatte sie recht. Es fiel leider nicht auf, wenn in einer Riesenstadt wie London die Menschen verschwanden. Dies einzugestehen, war Suko ehrlich genug.

Aber er wollte mehr wissen, Details erfahren. Deshalb fragte er: »Wie ist es Ihnen gelungen, aus Skeletten Menschen zu machen? Wer hat Sie aus der Leichenstadt entlassen?«

»Wir haben eben ein großes magisches Erbe übernommen. Das der Teufelstochter. Auch sie hat ähnlich gearbeitet und Destero, den Dämonenhenker, erschaffen. Er war nur ein einzelner, wir aber sind mehrere, und es kommen noch mehr hinzu, denn einer hat das Erbe der Asmodina in die Hand bekommen.«

»Wer ist es?«

»Jorge Shury. In seinem Horror-Keller ist es ihm gelungen, Verbindung mit den Schwarzen Mächten aufzunehmen. Und die Mächte der Finsternis haben sich ihm gewogen gezeigt. Uns schickt Kalifato, der Todesbote. Er entließ uns aus der Leichenstadt, damit wir sein Werk weiterführen. Und wir werden es. Dieses Lokal hier ist der Sammelpunkt. Die Menschen stehen auf unserer Seite. Jeder, der hier arbeitet, ist unser Freund. Wenn wir uns unter die echten Menschen mischen, dann ahnt niemand, was sich hinter den Gesichtern verbirgt. Wen wir uns ausgesucht haben und wer sich wehrt, zu dem kommt der Mann mit der Säge!« Sie schaute in Richtung Eingang. »Auch zu dir, Chinese, wird er bald kommen, wenn er seine anderen Aufgaben erledigt hat. Er wird gleich erscheinen und zwei neue Köpfe mitbringen.«

»Echte?«

»Möglich. Vielleicht auch nicht.« Sie lachte. »Ich bin gespannt, wie du dich dann verhalten wirst, Chink.« Sie wurde plötzlich ordinär und bestellte nach.

Der Mixer kam. Auf seinen Lippen lag ein öliges Lächeln. Er schaute Suko an wie ein Henker seinen Delinquenten. Es war ein sezierender Blick, und der Inspektor empfand ihn auch so.

Leicht wollte Suko es seinen Gegnern nicht machen. Zudem besaß er einige Waffen, mit denen er sich ausgezeichnet wehren konnte. Die würden sich wundern, wenn er erst einmal angriff.

Er schaute zum Eingang. Die Tür war kaum zu sehen. Ihre Umrisse verschwanden in einer wattigen Finsternis.

»Ich werde jetzt gehen«, erklärte der Chinese, drehte sich und rutschte von seinem Hocker.

Margie lachte. »Das wird dir wohl nicht bekommen. Wir wollen dich hierbehalten.«

»Aber ich nicht!« Suko hatte bei dieser Antwort auch nicht den Mixer aus den Augen gelassen. Dessen Hände verschwanden unter der Theke.

Einen Strohhalm würde er sicherlich nicht hervorholen.

Dann sah Suko das Messer. Der Kerl riß es hoch, sprang gleichzeitig zurück. Er war schnell, doch nicht schnell genug für einen Mann wie

den Inspektor.

Sukos rechter Arm kam wie eine Ramme. Und die Karatefaust traf voll ins Zentrum.

Der Mixer flog zurück, verlor den Halt und krachte in das Flaschenregal, wo es für den Bruchteil einer Sekunde so aussah, als wollte er sich festhalten. Dann jedoch bekam er weiche Knie und sackte zusammen, wobei noch einige Flaschen herabfielen, die mit seinem Kopf und seinem Körper Bekanntschaft machten. Mit glasigem Blick drehte sich der Mixer zusammen und blieb liegen.

Suko war natürlich nicht auf seinem Hocker sitzengeblieben. Er wirbelte herum, rutschte gleichzeitig von der Sitzgelegenheit herunter und erstarrte, als sein Blick in Richtung Tür fiel.

Eine Gestalt schob sich aus dem Dunkel. Viel war von ihr nicht zu sehen, denn sie wirkte wie eingepackt in ihrer düsteren Kleidung. Nur Schlitze für die Augen waren zu sehen, und der Chinese wurde für einen Moment an Tokata, den Samurai des Satans, erinnert.

Die Gestalt an sich schreckte Suko nicht. Da hatte er schon Schlimmeres gesehen. Grauenvoll war nur der Inhalt eines Käfigs, den er in seiner rechten Hand hielt.

Suko konnte durch die senkrecht verlaufenden Zwischenräume der Stäbe schauen, und er sah hinter dem Gitter zwei Köpfe.

Den einer Frau und den eines Mannes!

***

Es war ein Bild des Schreckens, und der Chinese stand für einen Moment auf dem Fleck wie angenagelt. Seine Blicke konnte er nicht von den Köpfen abwenden.

Die Frau hatte halblanges blondes Haar und ein schmales Gesicht mit hochgezogenen Augenbrauen. Ihre Lippen schienen zu einem Lächeln verzogen zu sein.

Todeslächeln…

Der Mann dagegen blickte sehr ernst. Sein dunkles Haar zeigte die ersten grauen Strähnen. Bei ihm besaß der Mund einen Zug nach unten, aber seine Augen wirkten kalt und grausam.

Das war ein Mörderblick!

Der Anblick ging Suko unter die Haut. Er spürte selbst, daß er blaß wurde, und er mußte mit ansehen, wie der Ledermann den Käfig hob und ihn auf der Bar abstellte.

Das Metall schimmerte bläulich. Der Käfig besaß unten einen breiten Rand, während das Dach oben spitz zulief. Wenn Suko sich reckte und dann nach unten schaute, so sah er kein Blut auf dem Käfigboden. Es schienen doch keine echten Köpfe zu sein, und das beruhigte ihn wieder ein wenig. Wahrscheinlich gehörten diese beiden Köpfe zu den Spezies, zu denen auch Margie zählte.

Kunstmenschen… Verwandelte…

Und dennoch war es grausam genug. Hinzu kam noch die Gestalt, die den Käfig getragen hatte. Suko wußte, daß ihm hier ein Gegner gegenüberstand, der mehr als gefährlich war.

»Das ist er«, wisperte Margie hinter ihm. »Das ist unser Freund, der alles besorgt!«

Der Inspektor gab keine Antwort. Für ihn war wichtiger, was die anderen Gäste unternahmen.

Sie waren natürlich von ihren Plätzen aufgesprungen, als sie gehört hatten, wie der Mixer in das Regal gefallen war. Jetzt standen sie da und bekamen lange Hälse, weil jeder von ihnen mitbekommen wollte, was an der Bar passierte.

Sie hatten eine lebende Mauer gebildet. Es würde schwer für Suko sein, diese zu durchbrechen.

»Das ist der Neue!« Margies Worte klangen laut in der Stille, und die Gestalt in der Lederbekleidung nickte. Danach straffte sie sich, hob den rechten Arm, und die Hand verschwand unter der aus Leder bestehenden Jacke.

Auch Suko dachte nicht mehr daran, sich waffenlos zu zeigen. Er hatte seinen Stab bei sich, die Beretta und die Dämonenpeitsche. Bevor er sich hier auf eine große Auseinandersetzung einließ, wollte er gleich Nägel mit Köpfen machen.

Nicht umsonst hatte er von Buddha den Stab bekommen. Wenn er ein bestimmtes Wort rief, stand die Zeit genau für fünf Sekunden still.

Niemand in Rufweite konnte sich dann noch bewegen, nur der Rufer, also der Mann, der den Stab besaß.

Der Inspektor hoffte, daß diese alte Magie auch hier in diesem Lokal wirken würde.

Auch sein Gegner hatte die Waffe gezogen. Sukos Augen wurden groß, als er sie sah.

Es war eine Säge!

Trotz der Dunkelheit sah er, daß der Griff blutrot schimmerte. Ein Zeichen vielleicht. Die Schneide stand vor. Sie wirkte wie ein Arm mit Zacken und glänzte metallen.

Dann schaltete der andere die Säge ein.

Das Geräusch erinnerte Suko an den Zahnarzt. Es klang hoch und schrill, konnte eine Gänsehaut erzeugen, und Suko stellte fest, wie er selbst mitvibrierte.

Niemand sprach.

Nur das Geräusch der Säge war zu hören.

Langsam, unendlich langsam streckte der Unheimliche seinen Arm vor.

Die Augen in dem mit einem Lederschurz überzogenen Gesicht waren wie kalte Kristalle.

Ein Mörderblick!
Und da reagierte Suko.
»Topar!«

***

Die Menschen »froren« ein!
Hatten sich einige vorhin noch ein wenig unruhig bewegt, so wurden sie nun auf der Stelle und ihren Plätzen gebannt. Niemand konnte sich mehr rühren. Der Ruf war durch, das Lokal gehallt. Er hatte alle erreicht, die sich dort aufhielten. Bis in den letzten Winkel war er gedrungen, und niemand war in der Lage, auch nur den kleinen Finger zu bewegen.
Selbst der Mann mit der Säge nicht, denn auf ihn kam es schließlich an.
Nur Suko konnte sich rühren.
Und er nutzte seine Chance.
Wie ein Tiger katapultierte er sich vor. Mit einem gewaltigen Satz hatte er den Mann mit der Säge erreicht, wuchtete ihn zur Seite und hatte freie Bahn.
Die Tür war sein Ziel.
Vor dem Erreichen eines Ziels hatten die Götter allerdings den Schweiß gesetzt. Dieser Vergleich fiel dem Chinesen ein, als er sich weiter vorkämpfte.
Er mußte dabei eine Wand aus Menschen zur Seite räumen. Er durfte sie allerdings nicht töten. Geschah dies, dann war die Magie des Stabs aufgehoben.
Buddha, von dem Suko diese Waffe letztendlich bekommen hatte, war ein sehr friedlicher Mensch gewesen. Er haßte und verachtete die Gewalt. Er wollte nicht, daß Menschen starben und hatte dies zur Grundlage gemacht, als er den Stab erfand.
Fünf Sekunden können schnell vergehen, wenn man es so eilig hat wie der Chinese.
Mit gewaltigen Schlägen räumte er die Menschen zur Seite, die ihm im Weg standen. Er schaffte sich eine Gasse, sah die Bewegungslosen umfallen wie Puppen und war auch froh, daß der Mann mit der Säge am Boden lag.
Vielleicht drei Sekunden waren vergangen, als Suko den kleinen Vorraum erreichte, in dem auch die Garderobe lag.
Die Frau dahinter hatte den Ruf ebenfalls vernommen und war in einer seltsamen Haltung erstarrt. Einen Becher mit Kaffee hielt sie noch in einer Hand, in der anderen eine silbern schimmernde Garderobenmarke.
Dabei stand sie in gebückter Haltung, eigentlich eine lächerliche Position, und Sukos Blick streifte sie aus dem Augenwinkel.

Die Tür!

Sie bestand aus hartem, getöntem Glas, besaß eine viereckige Platte als Knauf, mit dessen Hilfe man die Tür aufstoßen konnte. Suko, in der Bewegung, fiel dagegen, wollte die Tür aufdrücken und wurde gestoppt, als wäre er gegen eine Mauer gelaufen.

Die Tür war verschlossen!

Damit hätte der Chinese nie gerechnet! Das zu begreifen und die Falle einzugestehen, dauerte vielleicht eine halbe Sekunde. Nicht mehr als ein Gedankenstrahl, und genau da war die Zeit verstrichen.

Sukos Chance lief dahin, denn es dauerte mindestens zwei Stunden, bis er den Vorgang wiederholen konnte, da sich der geheimnisvolle Stab erst regenerieren mußte.

Der Chinese steckte in der Falle!

Und doch wollte er es nicht wahrhaben. Er trat einen Schritt zurück, hob seinen rechten Arm, krümmte ein wenig die Hand und hämmerte sie gegen das Glas.

Es gab einen dumpfen Laut, wobei Suko ein Splittern lieber gewesen wäre. Doch das Glas war so hart, daß es seinen Bemühungen widerstand. Er konnte es nicht zerschlagen. Nicht bei einem ersten Versuch, und die Zeit, weitere Attacken zu unternehmen, hatte er kaum noch, denn aus dem Lokal hörte er Stimmen und dazwischen wieder das hohe, nervenzerfetzende Geräusch der laufenden Handsäge.

Die Todesmelodie..

Schon kamen die ersten. Sie stürmten in den kleinen Vorraum und sahen Suko mit dem Rücken zur Tür hin stehen.

Er wollte kämpfen!

Den Stab hatte der Chinese weggesteckt. Jetzt konnte ihm nur noch die Beretta helfen und auch die Dämonenpeitsche. Der Inspektor verließ sich erst einmal auf die Pistole. Damit mußte er sich den gehörigen Respekt verschaffen.

Margie gehörte zu denen an der Spitze. Rechts neben ihr ging ein hochgewachsener Mann mit dunklen, in der Mitte gescheitelten Haaren.

Der Mund in dem Gesicht zeigte einen grausamen Zug. Der Körper des Mannes verdeckte die ganz in Leder gekleidete Gestalt, die sich Suko als Opfer für die Säge ausgesucht hatte.

Und der Mann mit seiner fürchterlichen Waffe hatte es eilig. Er wollte so schnell wie möglich an Suko heran und stieß den vor ihm Gehenden kurzerhand zu Boden.

Margie kicherte schrill. »Deine Haut, Chinese. Wir werden dir deine Haut nehmen!«

Suko hörte die Worte, und sie gaben bei ihm den Ausschlag. »Keinen Schritt weiter!« peitschte seine Stimme. Er hob den rechten Arm,

streckte ihn dann vor und zielte genau auf die heranquellenden Menschen.

Die Leute stoppten tatsächlich.

Suko grinste hart. »All right«, sagte er, »bis hierher und nicht weiter. Ihr habt mir eine Falle gestellt, und ich bin hineingetappt. Mein Pech, aber jedes Pech hat einmal ein Ende. Ich werde dafür sorgen. Wo ist der Schlüssel?«

Keine Antwort. Niemand fühlte sich bemüßigt, dem Chinesen eine Erwiderung zu geben.

Nichts. Er schaute nur in die glatten Gesichter, die ihre Mörderblicke aufgesetzt hatten.

Sollte er zuerst auf den Mann mit der Säge schießen? Ja, er war der Gefährlichste von allen, und er sah auch so aus, daß er nicht aufgeben würde.

Suko feuerte.

Kurz und hell stach die Mündungsflamme aus dem Rohr. Der Flug der Kugel war nicht zu verfolgen. Dafür hörte Suko den Aufschlag, als sie in den Körper des Unheimlichen hieb.

Mitten in die Brust war er getroffen worden. Er riß den rechten Arm so hoch, daß das Sägeblatt über die Decke schrammte und begann zu torkeln. Brach er zusammen?

Nein, es war nur der Aufprall des Geschosses gewesen, der ihm so zu schaffen gemacht hatte. Die Magie des Projektils machte ihm nichts aus.

Die steckte er so weg.

Und wie damals bei Tokata war auch Sukos Silbergeschoß in seiner Lederkleidung steckengeblieben oder von einer festen Haut aufgehalten worden, denn Suko sah durch das Loch in der Kleidung das silberne Schimmern der Kugel.

Der Arm mit der Säge fiel wieder nach unten. Dabei berührte das Blatt einen in der Nähe stehenden Mann am Ellbogen, fetzte dessen Jackett auf und riß auch noch einen Streifen Haut mit ab.

Kein Blut trat aus der Wunde. Nur ein hellschimmernder Knochen war zu sehen, der zu dem Gerüst eines Armskeletts gehörte, das ansonsten von dieser fleischfarbenen Masse umgeben war.

»Deine Kugeln nutzen nichts!« Diese Worte sprach Margie aus und kicherte dabei.

Suko schwenkte seine Hand ein wenig nach links. Er hielt jetzt auf die Frau und feuerte.

Sie beugte sich ein wenig nach vorn, als die Kugel sie traf, öffnete den Mund und lachte girrend.

Sie hatte mit ihrer Prognose recht behalten. Auch bei ihr schafften die geweihten Silberkugeln es nicht.

Allmählich bekam Suko Magendrücken. Er hatte keine Menschen vor

sich und auch keine Dämonen, sondern eine seltsame Mischung aus beiden. Kunstmenschen, Roboter, die lebten, eine völlig neue Art von dämonischen Dienern, die auf der Seite einer uralten Höllenmagie standen.

Bisher hatte Suko das Kapitel Asmodina als abgeschlossen betrachtet, doch jetzt mußte er sich eingestehen, daß ihr Erbe ihm Schwierigkeiten bereitete.

Margie erholte sich schnell von dem Treffer. Sie drängte, ihren Körper nach links und stützte sich an der Wand ab. Mit dem anderen Arm wedelte und gab sie den anderen Zeichen, sich zurückzuhalten.

»Laßt ihn!« schrie sie. »Laßt ihn. Er wird schon wissen, was er tun muß. Nicht wahr, Chinese?«

Ja, der Mann mit der Säge wußte es tatsächlich. Er hatte sich Suko als Opfer ausgesucht, und dabei würde es auch bleiben.

Zur Überraschung aller steckte der Inspektor die Beretta weg. Er wollte mit bloßen Händen gegen den Ledermann angehen. Rufe des Erstaunens wurden laut. Darum kümmerte sich Suko nicht, denn er hatte bereits einen Plan geschmiedet. Wenn es ihm gelang, an die Säge zu kommen, konnte er sich vielleicht einen Fluchtweg schaffen.

Breitbeinig und lauernd blieb er stehen. Die Arme hingen leicht angewinkelt rechts und links seines Körpers nach unten. Es sah so lässig aus, wie er da stand, aber Suko hatte sich voll auf seinen Gegner eingestellt.

Der ließ auch nicht lange auf sich warten. Nachdem er die anderen in seinem Rücken wußte, konzentrierte er sich voll und ganz auf den Chinesen.

Seine Schritte waren nicht zu hören, als er sich auf Suko zu bewegte.

Sie gingen im Geräusch der laufenden Säge unter, deren Stahlblatt vibrierte, als würde es unter Strom stehen.

In einer Hand hielt er die gefährliche Waffe, den anderen Arm hatte er leicht angewinkelt und auch vom Körper abgedreht, damit er das Gleichgewicht behalten konnte.

So kam er näher.

Und Suko ließ ihn kommen. Nichts auf seinem regungslosen Gesicht zeigte an, was er empfand. Er sah nur den Mann mit der Säge und konzentrierte sich voll auf ihn, denn ein Fehler konnte seinen Tod bedeuten.

Der Mann hielt die Säge wie ein Fechter seine Waffe. So leicht und geschickt führte er sie, als hätte sie überhaupt kein Gewicht, und er stieß auch damit vor, so daß das gezackte Blatt dicht vor Sukos Gesicht aufblitzte.

Hastig nahm der Chinese den Kopf zur Seite.

Überlaut wurde das hohe Summen, als der gefährliche Stahl dicht an seinem Ohr vorbeifuhr. Das war mehr als knapp gewesen, und Suko

antwortete mit einem harten Tritt.

Dahinter saß viel Kraft. An der Hüfte wurde sein Gegner getroffen und zu Boden geschleudert, doch sofort rollte er sich herum, damit er mit einem Sprung auf die Beine kommen konnte.

Sukos nächster Tritt war überhaupt nicht zu sehen. Nur den Erfolg erkannten die Zuschauer, als die Hacke des Inspektors gegen die Stirn seines Gegners dröhnte und diesen wieder zu Boden schleuderte. Jetzt fiel er auf den Rücken, aber er hielt sein tödliches Instrument nach wie vor umklammert.

Dabei wedelte er mit seiner Hand, so daß die Säge immer aus verschiedenen Richtungen gegen Suko gestoßen wurde und es dem Chinesen sehr schwerfiel auszuweichen.

Die Gefahr wuchs. Vor allen Dingen dann, als es dem anderen gelang, sich wieder auf die Füße zu stemmen.

Er warf sich Suko entgegen.

Es war ein Angriff, mit dem der Inspektor nicht gerechnet hatte. Aber der andere setzte alles auf eine Karte, denn er wollte den Chinesen vernichten.

Suko hechtete zur Seite. Diese Säge war kein Messer, sondern viel gefährlicher.

Einem Messerstoß konnte Suko leicht durch Abblocken begegnen, dieser Säge jedoch nicht. Das Blatt war einfach zu wendig. Der Ledermann konnte das Gerät aus dem Handgelenk führen und damit blitzschnelle Bewegungen vor den Augen des Chinesen produzieren, so daß Suko kaum wußte, wohin er ausweichen sollte.

Noch war es ihm gelungen, aber er fand trotz seiner Schnelligkeit keine Angriffsfläche, denn wenn er vorstieß, lief er jedesmal Gefahr, mit dem Sägeblatt in Berührung zu kommen.

Das konnte Suko auf keinen riskieren.

Ein weiter Sprung brachte ihn bis an den Tresen der Garderobe. Die Frau dahinter stieß einen spitzen Schrei aus, lief zur Seite und preßte sich in den hintersten Winkel des Raums gegen die Wand.

Suko kam auf der anderen Seite in einer Drehung auf und schnappte sich aus der Bewegung heraus noch den Stuhl.

Schon hörte er das Sirren der Säge wieder lauter, denn sein Gegner war auf die Barriere geklettert.

Er sprang.

Suko wich zurück und streckte gleichzeitig den hochgerissenen Stuhl vor. Zum ersten Mal fand das Blatt der Säge einen Widerstand. Wie gefährlich sie war, bewies die Waffe in den nächsten Sekunden. Das Blatt zerschnitt das Holz, als bestünde es aus Papier. Staub rieselte zu Boden, und im nächsten Augenblick wurde auch schon die Sitzfläche des Möbelstücks angegriffen.

Suko trat zu.

Er wuchtete seinen Fuß in den Leib des Ledermanns, aber der verspürte nichts, zuckte nur zusammen und fiel dann rücklings über den breiten Garderobentresen.

Darin sah Suko seine Chance. Er ließ den halb zerstörten Stuhl fallen und hechtete vor.

Im gleichen Augenblick wollte der Ledermann die Säge wieder in Position bringen.

Für Bruchteile von Sekunden sah es schlecht für den Chinesen aus.

Jeder glaubte wohl, daß ihm das vibrierende Blatt seinen Schädel quer aufsägen würde, doch Suko griff mit der linken Hand im richtigen Moment zu, bekam das in Leder verpackte Gelenk zu fassen und drehte es herum.

Jetzt hatte er ihn.

Aber der andere gab nicht auf. Er kämpfte verbissen um seine mörderische Waffe.

Suko hielt mit der linken Hand das Gelenk des anderen umklammert. Er drückte den Arm über die Kante und benützte diese zusätzlich noch als Hebel, damit es seinem Gegner nicht so leichtgemacht wurde, den Arm wieder anzuheben.

Das gefährliche Summen der Säge wurde für Suko zu einem Stimulans.

Er wußte genau, daß er auf keinen Fall loslassen durfte. Wenn er das tat, war der andere immer im Vorteil.

Sekundenlang geschah nichts. Das verbissene Ringen ging weiter.

Keiner der beiden gab nur einen Zoll preis. Suko konnte in das Gesicht schauen, vielmehr in die Augen, die wie zwei blaue Kristalle wirkten.

Kalt, erbarmungslos, mörderisch. Ja, sie strömten tatsächlich eine Weltraumkälte aus, und solche Augen hatte der Chinese bisher nur bei einem Dämon gesehen.

Bei Belphégor!

Seltsam, daß ihm gerade dieser Name wieder einfiel. Es mußte wohl mit den Augen zusammenhängen.

Suko war so mit seinen Gedanken beschäftigt, daß er auf seinen Gegner nicht weiter geachtet hatte. Dem war es gelungen, sein Bein anzuziehen und das Knie gegen Sukos Leib zu drücken. Der Inspektor spürte den harten Druck, und er merkte auch, daß der Arm mit der verdammten Säge allmählich höher kam und seinen eigenen zurückdrängte.

Der andere hatte mehr Kräfte.

Für Suko wurde es gefährlich. Wenn es seinem Gegner gelang, die Hand noch höher zu drücken, dann geriet das Sägeblatt in unmittelbare Nähe seines Gesichts.

Suko keuchte. Er setzte seine ganze Kraft ein, doch es gelang ihm

nicht, die Hand nach hinten zu drücken.
Und dann hörte er Schritte.
Die anderen kamen. Sie wollten dem Spiel, in dem es bisher noch keinen Kampf gegeben hatte, nicht länger zuschauen, sondern zusehen, daß ihr Mann es gewann.
Gegen die Meute und den Kerl mit der Säge kam der Inspektor natürlich nicht an. Zudem gefiel ihm seine Lage nicht, und er versuchte, dies zu ändern.
Nichts wies daraufhin, was er vorhatte. Mit einem Ruck wuchtete er sich in die Höhe, warf seinen Körper nach hinten und ließ auch gleichzeitig das Gelenk los.
Fast hätte es ihn noch erwischt, denn der hochschnellende Arm war ebenso rasch wie Sukos Rückwärtsbewegung.
Um Haaresbreite verfehlte ihn das Sägeblatt. Der Chinese aber geriet ins Stolpern, und er prallte gegen einen der fahrbaren Kleiderständer, die er mit seinem Gewicht zurückdrückte.
Erst an der Wand kam der Ständer zur Ruhe, und Suko wurde von den Kleidungsstücken umflattert.
Geschmeidig gelang es seinem Widersacher, über die Barriere zu springen. Der Chinese zögerte nicht eine Sekunde. Er packte den Rollständer und wuchtete ihn vor.
Kreischen erklang, als Metall gegen Metall rieb. Das Sägeblatt mußte die Querstange getroffen haben, und es zerschnitt auch die daran hängenden Mäntel.
Zu einem letzten Angriff sammelte Suko seine Kraft. Er hatte Glück, denn sein Gegner war nach vorn gefallen und hatte sich zudem in dem Mantelwirrwarr verfangen.
Beide Hände legte der Inspektor zusammen. Dann holte er weit aus und ließ die Fäuste nach unten sausen.
Er wuchtete seinen Gegner zu Boden, der die Arme ausstreckte und mit dem auf der Erde liegenden Sägeblatt das Parkett aufsiebte. Plötzlich stoben Holzteilchen hoch. Der Staub tanzte vor Sukos Augen, dann verkantete sich das Blatt, und Suko griff gedankenschnell zu, denn er hatte gesehen, daß der andere den Griff nicht mehr so festhielt wie zuvor.
Suko packte zu.
Es gelang ihm, einen Teil des roten Griffes zu umfassen, und plötzlich hielt er die Säge in der Hand.
Der Aufschrei der anderen bewies ihm, daß auch sie gesehen hatten, wie sehr sich das Blatt plötzlich wendete. Die seltsamen Gäste standen nicht mehr weit von der Barriere entfernt, auf die Suko jetzt mit einem Satz hinaufsprang.
Wie ein Sieger stand Suko dort. Jetzt hatte er die Säge, und er wuchs vor den Augen der Feinde als gefährlicher Gegner in die Höhe. Den

rechten Arm hatte Suko vorgestreckt, den linken ein wenig angewinkelt und dabei zurückgedrängt.

Für die Länge von zwei Atemzügen prägte er sich das Bild ein. Da standen diese Kunstmenschen vor ihm, schauten ihn an, und in ihren Blicken erkannte Suko eine Erbarmungslosigkeit, die ihn erschreckte.

Auch er würde kein Pardon bei diesen Wesen kennen. Ein Schrei drang über seine Lippen, als er sich von der Barriere abstieß und mit eingeschalteter Säge den anderen entgegenflog.

Noch während er sich in der Luft befand, hörte er bereits die Schreie der »Menschen«. Es hielt sie nicht mehr auf der Stelle. Sie spritzten zur Seite, schufen eine Lücke, denn auch sie hatten Angst, von dem rasenden Sägeblatt getroffen zu werden.

Suko kam auf.

Kaum hatten seine Füße den Boden berührt, als er herumkreiselte und auch den Ledermann sah, der jetzt auf der Barriere stand, aber nicht sprang.

Noch hatten die anderen den Kreis um Suko nicht dichter gezogen, und dem Chinesen blieben ein, zwei Sekunden, um eine Entscheidung zu treffen. Den Ledermann oder die Tür?

Suko war kein Feigling, aber er kannte seine Grenzen. Die Übermacht war einfach zu groß. Aus diesem Grund entschied er sich gegen den Typ mit den kalten Augen und hetzte auf die nicht weit entfernte Ausgangstür zu.

Ehe die anderen sein Vorhaben begriffen, hatte der Inspektor schon zugeschlagen.

Vielmehr seine Säge, denn er zog das Blatt quer über die gläserne Tür.

Obwohl die Zeit wirklich drängte, kam ihm der Gedanke an eine Schutzbrille, die er leider nicht trug, und daß der gefährliche Glasstaub nicht nur in sein Gesicht, sondern auch in die Augen dringen konnte.

Suko brachte sein Gesicht soweit wie möglich von der Tür weg. Er schützte mit einem Arm sein Gesicht und hielt die Säge nur mit einer Hand.

Die scharfe Seite jaulte über das dicke Glas. Was Sukos Karatefäuste nicht geschafft hatten, das packte die Säge. Sie bestand aus bestem Material, konnte Metalle zerschneiden und schaffte auch das dickwandige Glas der Tür.

Einen breiten Streifen fräste Suko in das Material. Noch war er nicht durch, aber die Hälfte hatte er bereits geschafft. Und er gab nicht auf.

Ihm blieben nur Sekunden, dann mußte das Glas…

Seine Gedanken stockten, denn er war sich auch der Gefahr bewußt, die sich in seinem Rücken zusammenbraute. Als hätte er es gespürt, so drehte er sich halb um und sah die Hand mit dem Stuhlbein.

Gleichzeitig hakte sich die Säge fest.

Das kostete ihn eine Zeitverzögerung, und Suko kam nicht mehr so rasch weg.

Den ersten Hieb mußte der Chinese nehmen. Zwar traf er ihn nicht am Schädel, aber der Schulterknochen wurde hart in Mitleidenschaft gezogen. Einem nächsten Schlag konnte er nicht einmal die Wucht nehmen. Plötzlich sah Suko Sterne und spürte, wie seine Knie allmählich weich wurden und er dem Boden entgegensackte.

»Noch einmal!« Das war Margie, die da geschrien hatte.

Der Chinese vernahm noch das Pfeifen, als der Knüppel die Luft durchschnitt. Im nächsten Augenblick bekam er den Volltreffer an den Hinterkopf.

Nur nicht die Säge! war sein letzter Gedanke, bevor die Ohnmacht ihn umschloß…

***

Für mich ging es jetzt um alles. Ich hatte viel zuviel Zeit vertrödelt und ärgerte mich, den falschen Weg eingeschlagen zu haben, denn ich hätte in der Mühle bleiben sollen. Es war nicht mehr zu ändern, und ich hatte mich auch mit den Tatsachen abgefunden.

Die Dunkelheit war inzwischen über das Land gefallen. Die breiten Lichtlanzen der Bentley-Scheinwerfer rissen lange, helle Streifen in die Finsternis und leuchteten die Fahrbahn vor mir gut aus.

Durch Orte kam ich nicht mehr. Es gab auch kaum Lichter. Selbst der Himmel hatte sich bewölkt. Ich sah keinen Stern. Der Mond war ebenfalls verschwunden.

Stella Bensons ungewisses Schicksal war mir an die Nerven gegangen.

Ich fühlte mich irgendwie für diese Frau verantwortlich. Falls ihr etwas passiert war, gab ich mir einen Teil der Schuld.

Es waren selbstquälerische Vorwürfe, die ich mir da machte, aber ich konnte einfach nicht über meinen eigenen Schatten springen.

Hoffentlich war noch etwas zu retten. So hart ich mich auch auf das Fahren konzentrierte, so sehr beschäftigten sich meine Gedanken mit dem vorliegenden Fall. Viel hatte ich bisher nicht davon mitbekommen, aber was ich präsentiert bekam, das reichte völlig aus. Suko würde sicherlich mehr wissen, wenn ich ihn vorfand.

Und damit war ich bei dem Problem Nummer zwei. Suko war allein in der Mühle zurückgeblieben. Das heißt allein unter Feinden. Ich konnte nur hoffen, daß er das Restaurant von außen beobachtete und die seltsamen Gäste nicht provozierte.

Der Bentley wurde von mir gescheucht. Niemand kam mir entgegen. Ich konnte aufdrehen. Geisterhaft huschten Büsche und Gestrüpp im Dunstkreis meiner Scheinwerfer vorbei. Im Dunkeln sah alles anders

aus. Ich fuhr mehr nach Gefühl und hoffte, daß ich die Abzweigung nicht verpaßte.

Gern tat ich es nicht, aber ich mußte die Geschwindigkeit senken, sonst raste ich nachher noch vorbei.

Irgendwann hat jeder einmal Glück. So ging es mir in diesen Augenblicken, denn kaum rollte ich langsamer, sah ich auch schon den Wegweiser am Fahrbahnrand stehen.

Rechtsrum.

Da war ein Wimmern und Heulen auf der Straße, als ich meinen Bentley in die Kurve zerrte. Die Pneus protestierten. Die waren die Behandlung nicht gewohnt. Darauf konnte ich keine Rücksicht nehmen und preschte schon bald darauf über den schmalen Zufahrtsweg, der mich direkt zur Mühle brachte.

Weit und auch breit war der Lichtteppich, den meine Scheinwerfer abgaben. Er reichte fast bis an das Gebäude heran, das ich schemenhaft im Restlicht der hellen Augen auftauchen sah.

Ich schaltete das Licht aus.

Im Finstern rollte ich weiter, bis ich selbst in der Dunkelheit die Umrisse der Mühle erkennen konnte.

Die Laternen am Eingang brannten. Auch die schräg in den Boden gestellten Lampen, und ihre Strahlen stachen spitzwinklig in die Höhe, um die gewaltigen Flügel der alten Mühle anzuleuchten.

Sie standen nicht still. Der laue Nachtwind bewegte sie, und als ich meinen Bentley verließ, da hörte ich das Knarren des Holzes. Ich bekam Ehrfurcht vor diesem gewaltigen Bau, der seine Energie aus der Natur, dem Wind, nahm.

Für einen Moment nur waren meine Gedanken abgeschweift. Im nächsten Augenblick wurde ich wieder glashart an den vor mir liegenden Fall erinnert, denn ich entdeckte einen Wagen auf dem Parkplatz, der bei unserem ersten Besuch hier nicht gestanden hatte.

Es war ein verschlossener Lieferwagen mit hohem Kastenaufbau. Und ich glaubte, das Fahrzeug zu erkennen. Ja, das mußte es sein. Und zwar das, das mich fast gerammt hatte, als ich mich bei dem Postmann nach dem Weg zu Maria Kettos Haus erkundigte.

War damit auch der Mann gekommen, der Stella Benson entführt hatte?

Daran glaubte ich.

Lebewesen entdeckte ich nicht. Weder einen Menschen, noch einen Schwarzblütler. Alles war ruhig, und nur das Knarren der alten Balken konnte ich hören.

Ohne noch lange zu überlegen, machte ich mich auf den Weg zum Eingang.

Ich wollte die Tür aufstoßen und hatte schon den quadratischen Griff berührt, als ich feststellte, daß sie abgeschlossen war.

Wieso das?

Angeblich sollte das Lokal so gut laufen. Da konnte man doch nicht zur besten Dinnerzeit die Eingangstür verschließen.

Eine Sekunde danach entdeckte ich in Augenhöhe die Beschädigung.

Von der anderen Seite der Tür hatte jemand einen langen, tiefen Kratzer in das Glas geschnitten, und sofort fiel mir wieder der Unheimliche mit seiner Säge ein.

Er mußte hiergewesen sein!

Aber weshalb hatte er von innen die Tür angesägt? War er vielleicht zu einem Gefangenen geworden, oder hatte man ihn nicht mehr aus dem Lokal lassen wollen?

Fragen, auf die ich zwar gern eine Antwort gehabt hätte, die ich im Augenblick jedoch vor mir herschob. Viel wichtiger für mich war die Frage, wie ich in die Mühle hineinkam.

Einen Dietrich besaß ich zwar, führte ihn jedoch nicht mit. Der lag wohl verwahrt in meiner Wohnung. Das Türschloß konnte ich anders nicht knacken. Aus diesem Grund blieb mir nur der Weg der Gewalt. Wobei hier wirklich ein Notfall vorlag, denn es ging um Menschenleben, und da mußte ich mich einfach über einige Dinge hinwegsetzen.

Ich lief weg von der Eingangstür und ging um die Mühle herum, damit ich an die Rückseite gelangte.

Dort lagen die Fenster!

Sie waren zwar nicht sehr groß, aber immerhin so breit, daß ich mir zutraute hindurchzuklettern.

Außen brannte die Beleuchtung, im Innern der Mühle war es fast dunkel.

Als ich mein Gesicht dicht an eine Scheibe brachte, sah ich nur im Hintergrund einen helleren Schein, wahrscheinlich die brennende Notbeleuchtung. Das war auch alles.

Wenn eine Scheibe zersplittert, gibt es Geräusche. Die wollte ich nach Möglichkeit so gering, halten, wie möglich und wickelte mein Taschentuch um den Pistolenkolben, bevor ich ihn kurz und hart gegen die Scheibe hämmerte.

Es waren keine Doppelscheiben. Deshalb hielt sich das Geräusch auch in Grenzen, das entstand, als ich die Scheibe einschlug.

Ein dumpfes Klirren, das war alles. Die nach innen fallenden Scherben landeten auf der Fensterbank oder dem kleinen Lampenschirm. In der Stille klangen die Aufprallgeräusche unangenehm hell und laut. Ich zuckte erst einmal zurück und wartete ab, ob sich jemand in der Nähe des Fensters blicken ließ.

Das war nicht der Fall. Anscheinend hatte man diesen kleinen Einbruch nicht gehört.

Um so besser.

Mit der Hand griff ich tief durch das Loch und sah zu, daß ich den innen befindlichen Griff zu fassen bekam. Ihn drehte ich herum.

Es war eine Kleinigkeit, das Fenster zu öffnen. Schwieriger allerdings gestaltete sich der Einstieg. Ich mußte mich verdammt anstrengen, hing einmal sogar fest und hoffte nur, daß man mich in dieser Lage nicht überraschte.

Alles ging glatt. Nachdem ich mich durch das Fenster gezwängt hatte, atmete ich auf, als ich im Innern des Lokals stand. Wie Watte umgab mich die Dunkelheit.

Ich entfernte mich trotzdem von dem eingeschlagenen Fenster und bewegte mich leicht geduckt weiter. Sehr vorsichtig ging ich. Schritt für Schritt maß ich erst ab, bevor ich die Beine nach vorn bewegte. Ich mußte zusätzlich achtgeben, daß ich nicht gegen Stühle stieß, die mit Gepolter umfielen.

Es wurde ein wenig heller, denn ich näherte mich dem schwachen Schein der Notbeleuchtung.

Schließlich erkannte ich die Umrisse einer kleinen, halbrunden Bar.

Dahinter brannte auch Licht, und ich entdeckte einen etwas seltsamen Gegenstand, der auf dem Tresen stand, konnte allerdings noch nicht genau erkennen, was es war.

Irgendwie hatte er die Form eines Kegels. Ich wollte näher heran, als ich Schritte hörte.

Dumpf klangen sie auf. Allerdings nicht im Lokal, sondern vor und gleichzeitig unter mir.

Da stieg jemand aus dem Keller hoch.

Nur, wo befand sich die Luke, durch die er an die Oberfläche kommen würde?

Eigentlich gab es nur eine Möglichkeit. Hinter der Bar mußte das sein.

Meine Vermutung war berechtigt. Es tauchte tatsächlich jemand hinter der Bar auf. Sogar eine Stimme hörte ich. Sie schimpfte über irgend etwas. Auch vernahm ich ein Knirschen, als würde Glas zertreten. Der Alkoholgeruch war mir zuvor schon aufgefallen. Wahrscheinlich waren irgendwelche Flaschen zu Bruch gegangen.

Ich hatte hinter einem Tisch Deckung gefunden, verhielt mich sehr still und beobachtete nur. Über die Tischplatte peilte ich hinweg in Richtung Bar.

Es dauerte nicht einmal lange, als ich die schattenhafte Gestalt sah.

Hinter dem Bartresen hob sie sich ab. Dabei bewegte sie sich auf den Gegenstand zu und mußte auch den schwachen Lichtschein durchqueren. Der Mann war einer der Angestellten des Restaurants, zu erkennen an seiner Kleidung.

Dann packte er den Gegenstand an dem sich oben befindlichen Griff und hievte ihn hoch.

Danach ging er den gleichen Weg zurück. Abermals passierte er den Lichtschein. Für einen Moment konnte ich genau erkennen, was der Mann da in der Hand hielt.

Meine Augen wurden weit. Plötzlich klopfte mein Herz wie verrückt. Das durfte doch nicht wahr sein.

Der Mann hielt einen Käfig in der Hand.

In ihm befanden sich zwei Köpfe. Einer gehörte einem Mann, der andere einer Frau.

Stella Benson!

***

Das durfte nicht wahr sein!

Leider stimmte es. Meine Augen betrogen mich nicht. Der Frauenkopf gehörte Stella Benson.

In diesen Momenten durchtobten mich regelrechte Gefühlswellen. Zorn, Verzweiflung, Angst und das Bewußtsein, versagt zu haben, vereinigten sich zu einer wahren Sinfonie der Enttäuschung.

Die aber ging schnell vorbei. Haß und Wut stiegen in mir hoch. Okay, sie hatten die Frau getötet, und der zweite Kopf im Käfig gehörte sicherlich dem Mann, den Stella so sehr gesucht hatte. Aber der Typ an der Bar würde mir nicht entkommen. Wahrscheinlich wußte er nicht, daß ich hier in der Nähe lauerte. Hätte er mich bemerkt, wären seine Reaktionen anderes gewesen.

Inzwischen hatte er mir den Rücken zugedreht, und ich wartete, bis er sich duckte, um wieder in dem Loch hinter der Bar zu verschwinden.

Diese Chance durfte ich mir auf keinen Fall entgehen lassen. So rasch es ging, kam ich wieder hoch, und möglichst lautlos sprintete ich hinter dem Kerl her.

Mit wenigen Sprüngen hatte ich die Theke erreicht, stieß mit dem Knie dagegen, und das dabei entstehende hohl klingende Geräusch warnte den anderen, denn er drehte sich blitzschnell um.

Wir starrten uns an.

Er schaute nicht nur in mein Gesicht, sondern auch in die Mündung der Beretta, die ich auf dem Weg zur Bar gezogen und über die Theke gekantet hatte.

»Bleib nur so stehen!« zischte ich.

Er rührte sich tatsächlich nicht, aber vor meiner Waffe mußte er sich fürchten, denn ich sah es seinem unruhigen Blick an. War er ein Mensch oder ein Schwarzblütler? So genau konnte ich dies nicht feststellen, doch er verstand mein Zeichen mit der linken Hand, denn er kam die Stufe wieder hoch und blieb hinter der Bar stehen.

Mit dem Waffenlauf dirigierte ich ihn in eine Ecke. »Setz den Käfig wieder ab!« verlangte ich.

Er tat es und stellte ihn auf die Bar.

»So ist es gut«, lobte ich ihn und freute mich, daß er zusätzlich noch seine Arme hob.

Ich aber ging um die Bar herum und ließ ihn auch weiterhin nicht aus den Augen, wobei die Mündung der Waffe genau auf ihn gerichtet war.

Am Ende der Bar existierte eine Klappe. Sie mußte ich hochheben, um hinter den Tresen zu gelangen.

Dann stand ich wieder vor ihm.

Meine Waffe zielte auf seine Brust. Einen Schritt ging ich noch weiter.

Abermals knirschte es unter meinen Füßen, als ich die Glasreste zertrat.

»So«, sagte ich leise »und nun kommen wir zur Sache. Wo wolltest du mit den beiden Köpfen hin?«

»In den Keller.«

»Und dann?«

»Nichts, ich sollte sie nur bringen.«

»Zu wem?«

»Den anderen«, antwortete er. »Ich sollte die Köpfe den anderen bringen. Da ist der Horror-Keller, und dort wartet Jorge Shury, denn er macht alles.«

»Was macht er?«

»Die Menschen!«

»Künstliche Menschen?«

Der Mann nickte.

»Gehörst du auch zu ihnen?«

»Nein!« flüsterte er. »Ich bin normal, denn ich gehöre zum Personal wie die anderen auch. Aber wir sagen nichts. Wir sind schwarz aus Ungarn gekommen…«

Deshalb also. Da hatte sich dieser Jorge Shury einen sehr guten Background geschaffen. Die Leute würden sich eher die Zunge abbeißen, als irgendein Wort verlauten zu lassen, dafür sah ich sie an.

Zudem bekamen sie Druck von oben.

»Hast du meinen Freund gesehen? Einen Chinesen?«

Er nickte heftig, bevor er die Antwort gab. »Der ist unten im Keller. Sie haben ihn überwältigt.«

»Und was geschieht mit ihm?«

»Das weiß ich nicht. Wirklich nicht. Sie werden ihm wohl seine Haut abschneiden… Der Mann mit der Säge.. Er ist es, der eigentlich die Befehle gibt, und Shury befolgt sie.«

Es war verdammt hart, was ich da zu hören bekam, aber ich war noch nicht fertig und wollte mehr wissen. »Die Köpfe hinter mir im Käfig, sind die echt?«

»Nein, künstlich.«

Ein gewaltiger Stein fiel mir vom Herzen. Trotzdem war ich vorsichtig.

Irgend etwas mußte ja mit Stella Benson und ihrem Freund passiert sein, sonst hätte der Mann mit der Säge sie ja nicht geholt. Und das wollte ich wissen.

Auf meine Frage hin konnte mir der Mann keine Antwort geben. Ich glaubte ihm sogar, daß man ihn nicht eingeweiht hatte.

»Dreh dich um!« befahl ich.

Seine Angst wurde noch größer. »Was haben Sie mit mir vor?« hauchte er. »Umdrehen!«

Er gehorchte. Während er sich noch bewegte, hatte ich bereits ausgeholt. Wuchtig und zielsicher schlug ich zu. Der Pistolenlauf traf ihn dort, wo ich es haben wollte.

Er stieß einen Seufzer aus und sackte in die Knie. Bevor er hart zu Boden schlug, fing ich ihn auf und ließ ihn sacht nach unten gleiten.

Ein Gegner weniger.

Ich hängte mein Kreuz außen vor die Brust, packte mir auch den Käfig und machte mich daran, die unter der Luke beginnende Treppe hinabzusteigen. Horror-Keller hatte der Mann gesagt. Ich war gespannt, was mich in der Düsternis erwartete…

***

Es gibt wohl nicht viele Menschen, die soviel einstecken können wie Suko. Sein jahrelanges Training hatte sich bezahlt gemacht. Er konnte seinen Geist und auch seinen Körper beherrschen. Der Schlag war zwar an seinem Hinterkopf explodiert und hätte andere auch für lange Zeit ins Reich der Bewußtlosigkeit geschickt, nicht so den Chinesen Suko.

Etwa eine Viertelstunde später schlug er bereits die Augen auf.

Trotz der Schmerzen in seinem Kopf behielt Suko die Übersicht und den klaren Verstand. Nur keine überschnellen Reaktionen, denn seine Feinde sollten auf keinen Fall etwas merken.

Auch ohne die Augen vorher zu öffnen, hatte Suko gespürt, daß er nicht allein war. Er fühlte die Nähe der Menschen, und er vernahm dann auch Stimmen.

Ein Wispern und Raunen erfüllten die Luft. Dazwischen vernahm Suko ein fernes Rauschen, als würde irgendwo ein Fluß vorbeifließen. Unter den halbgeschlossenen Lidern versuchte er, einen Blick auf seine nähere Umgebung zu erhaschen.

Viel war eigentlich nicht zu sehen. Doch was er zu Gesicht bekam, war prägnant genug.

Und auch schrecklich.

Da er auf dem Rücken lag, konnte er seinen Blick gegen die Decke

richten. Dort hing etwas, das ihn zutiefst erschreckte. Es waren die Käfige. In Reih und Glied hatte man sie dort nebeneinandergehängt, und kein Käfig war leer.

Jeder barg einen makabren Inhalt.

Einen Kopf!

Suko schauderte, als er dies zu Gesicht bekam. Die Köpfe sahen aus wie echt. Da stimmte jedes Detail. Die Gesichter waren genau geformt, kein Unterschied war zu erkennen, und Suko mußte wieder an Margie denken, die neben ihm an der Bar gesessen und ihre Haut zurückgeschoben hatte. Auch sie war kein normaler Mensch. Ihre Gesichtshaut hatte einmal einem anderen gehört.

Erschreckend!

Seine eigenen Schmerzen vergaß der Chinese, so sehr hatte ihn das Bild gefangengenommen, und er wußte auch, wo er die Gesichter schon einmal gesehen hatte.

Damals in Darkwater.

Sechs Köpfe zählte der Inspektor. Vier gehörten Männern, der Rest waren Frauenköpfe.

Er konnte sie deshalb so genau sehen, weil über ihnen kleine Lampen brannten. Ihr Lichtschein war direkt nach unten gerichtet, und er fiel auf die Schädel.

Steif blieb der Chinese liegen. Noch wußte er nicht, was hier gespielt wurde, doch er hoffte, daß man es ihm erklärte.

Im nächsten Augenblick wurde er abgelenkt, denn er hörte ein seltsames Schleifen und Klappern.

Sehr vorsichtig drehte Suko seinen Kopf nach rechts, schaute in die Richtung, aus der das Geräusch aufgeklungen war, und sah plötzlich die sechs Gerippe.

Lebende Skelette!

Wie am Todessee der alte Fährmann oder später Karen White, das Mädchen, das in die Klauen der Schwarzen Magie geraten war. Die Skelette schimmerten bläulich. Ihre Knochen waren von diesem Schein umgeben, der mehr an einen Hauch erinnerte, und Suko war klar, daß die Gerippe aus der Leichenstadt zurückgekehrt waren.

Angeführt wurden sie von dem Ledermann mit der Säge, der Suko keinen Blick mehr gönnte, sondern die Skelette zu einem großen Holztisch führte, auf dem sie sich niederlegten.

Das ging der Reihe nach, und der Tisch war groß genug, um Platz für alle zu bieten.

Auf dem Rücken blieben sie liegen, während das bläuliche Licht über den knöchernen Körpern wie eine Aura lag.

Der Ledermann hatte seine Säge nicht eingeschaltet. Er trat zur Seite und gesellte sich zu den Leuten, die Suko schon als Gäste oben in der Mühle gesehen hatte. Damit hatte er Platz für den geschaffen, der den

schrecklichen Vorgang zu verantworten hatte.

Jorge Shury!

Er löste sich aus dem Hintergrund des Kellers. Fast hätte ihn Suko nicht wiedererkannt, denn Shury trug nicht mehr die Kleidung wie oben im Lokal, sondern hatte sich umgezogen.

Er mußte sich vorkommen wie ein großer Magier, denn sein langes, kuttenähnliches Gewand reichte bis auf die Knöchel. Es hatte eine grüne Farbe, und Suko glaubte auch, ein Gesicht innerhalb des Stoffs schimmern zu sehen.

Es war das der Teufelstochter Asmodina!

Was hatte er mit ihr zu tun? Es war eine Frage, die Suko brennend interessierte. Er hoffte auch, daß ihm der andere eine Antwort geben würde. Noch tat Shury so, als wäre Suko nicht vorhanden. Auch sein Gesicht zeigte sich verändert. Die Haare hatte er nach vorn gekämmt, so daß sie eine Spitze bildeten, die in die Stirn stach. Irgendwie schimmerte die Haut darunter so bleich, als hätte er sie mit Kreide eingerieben. Aus diesem Grund kamen die dunklen Augen noch stärker zum Vorschein.

Die Lippen waren aufeinandergepreßt, und die Mundwinkel zeigten einen scharfen Zug nach unten.

Shury machte einen menschenverachtenden Eindruck. Er zeigte sein wahres Gesicht.

Mit den Fingern strich er über die auf dem Holztisch liegenden Skelette und lächelte dünn. Dann beschleunigte er seine Schritte, wechselte die Richtung und blieb vor Suko stehen.

Der Chinese gab nicht zu erkennen, daß er bereits aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht war, doch der andere wußte es auch so. Ihm konnte Suko kein Theater vorspielen.

»Öffne die Augen!« forderte er.

Als Suko nicht reagierte, schnickte er mit den Fingern. Das war ein Zeichen für den Mann mit der Säge.

Der stellte sein Werkzeug ein!

War es bisher ziemlich ruhig gewesen, so zerschnitt jetzt der hohe, singende Ton der Säge die Stille, aber dieses Geräusch wurde noch von der Stimme des Ungarn übertönt. »Willst du mir weiterhin etwas vorspielen?«

»Nein!« Suko öffnete die Augen und schaute vom Boden liegend in die Höhe, wobei sein Blick das Gesicht des Mannes traf.

Shury nickte zufrieden und gab dem Mörder einen Wink. Der zog sich zurück und schaltete die Säge aus.

»Wir haben dir deine Waffen abgenommen«, erklärte Shury. »Du befindest dich voll in unserer Hand und stehst auch zu unserer Verfügung, denn du sollst erleben, wie Schwarze Magie und das Erbe der Teufelstochter miteinander harmonieren.«

»Darf ich wissen, wie alles gekommen ist?« erkundigte sich der Inspektor.

Shury stand da und dachte nach. Schließlich nickte er. »Auf einige Minuten kommt es nicht an. Ich will deinen Wissensdurst gern stillen. Außerdem gehörst du zu unseren großen Feinden. Dir steht vor deinem Tod eine solche Ehre zu.«

»Wie nett!« höhnte Suko.

Jorge Shury ging auf die Bemerkung des Chinesen nicht ein. Er griff zwischen die Stoffalten seines Gewands und holte einen Gegenstand hervor, der einer Rolle glich, wie sie auch die Herolde des Mittelalters besaßen, wenn sie eine Botschaft vorlasen. Vor Sukos Augen rollte er sie auseinander und drehte sie dann um.

Die eine Seite der Rolle war mit einer blutroten Schrift beschrieben worden.

»Das ist es!« flüsterte Shury, »das ist das Testament der Asmodina. Auf diesem aus Haut gefertigten Stück steht geschrieben, was Dr. Faustus wollte und von dem Goethe als Dichter träumte. Die Herstellung des Homunkulus, des künstlichen Menschen. Vor langen Jahren hat es ein gewisser Dr. Tod schon einmal versucht und Doppelgänger von Menschen hergestellt. Ich aber bin in den Besitz der wahren Texte und Formeln gelangt, denn als Asmodina nicht mehr war und der Teufel sich zurückgezogen hatte, da machten sich andere Dämonen daran, einen würdigen Erben für dieses Vermächtnis zu finden. Die Wahl fiel dabei auf mich. Ich sollte es übernehmen, und ich habe es übernommen, denn solange ich lebe, habe ich mich mit Magie und Okkultismus beschäftigt. Schon in meiner alten Heimat Ungarn war ich ein bekannter Magier. Leider mußte ich mein Land verlassen. Hier in London habe ich mir ein neues Domizil aufgebaut, und hier habe ich auch meine Forschungen weitergetrieben, wobei ich auf die Großen Alten gestoßen bin, diese mächtigen Urzeit-Dämonen, die noch längst nicht vergangen sind, wie viele glauben. Ich konnte Kontakt aufnehmen mit Kalifato, dem Todesboten, und er hat mir das Testament der Teufelstochter überreicht.«

»Von wem hatte er es?«

Shury kicherte schrill. »Rate mal.«

Suko war ehrlich. »Ich weiß es nicht.«

»Er hat es von Izzi bekommen!«

Wieder ein bekannter Name. Suko erinnerte sich an Izzi, den Riesenwurm. Er und Asmodina waren damals gemeinsam entstanden, allerdings Feinde geworden, und sicherlich hatte Izzi triumphiert, als er von Asmodinas Niederlage hörte. Izzi befand sich noch immer auf der Suche nach dem magischen Pendel. Zuletzt hatten sie auf Korsika Kontakt zu diesem Riesenwurm gehabt, wo er am Galgenberg sein schauriges Unwesen trieb. [3]

Sukos Gedanken wurden unterbrochen, da Jorge Shury weitersprach.

»Du siehst, daß man mich nicht vergessen hat. Izzi, der Höllenwurm, hat einen hervorragenden Kontakt zu den Großen Alten. Über ihn bin ich an das Testament gekommen und besaß plötzlich den Durchblick, wie Asmodina diese künstlichen Menschen, allen voran Destero, erschaffen hatte. Magie und Technik sind eine Mischung eingegangen. Sie vertrugen sich plötzlich, und so entstanden magische Roboter. Aus unheiliger Erde konnten wir Menschen herstellen, die schwarzmagischen Gesetzen folgten. Und diese Menschen waren vorhanden, denn Kalifato, der Todesbote, besaß sie noch. Aus der Leichenstadt schickte er die lebenden Skelette. Sie sollten wieder zu dem werden, was sie einmal waren.« Er lachte und spreizte drei Finger. »Erstens durch die moderne Technik, die sich für die körperlichen Reaktionen verantwortlich zeigte. Zweitens durch die unheilige Erde, aus der die Menschen geformt wurden und drittens durch die Haut eines normalen Menschen, damit die anderen nichts unterschied.«

»Und wo nehmen Sie die her?« fragte Suko mit krächzender Stimme.

»Ich habe einen Freund bekommen«, erklärte Shury grinsend. »Den Mann mit der Säge. Ihn schicken wir los.«

»Soll das heißen, daß er…?«

»Genau das. Er besorgt die Haut.«

Suko schüttelte den Kopf, obwohl es ihn schmerzte. Er konnte sich nicht vorstellen, daß Menschen so grausam waren. Aber hatte er es hier mit Menschen zu tun?

»Das andere ließ ich verschwinden«, erklärte Shury. »Ich löste die Menschen einfach auf. Es gibt da eine bestimmte Flüssigkeit, die sich hervorragend…«

»Danke, es reicht«, sagte Suko.

Jorge Shury lachte. »Auf einmal so zart besaitet?« höhnte er. »So kenne ich dich nicht.« Er rollte Asmodinas Erbe zusammen und ließ es verschwinden. »Ich habe doch gesagt, daß in London zahlreiche Personen verschwinden. Da fällt nichts auf. Nachschub bekomme ich immer wieder. Zumeist sogar aus meiner Heimat, denn wir unterhalten noch eine Flucht-Organisation. Natürlich freue ich mich, daß du nun zu mir gekommen bist. So wird es…«

»Was ist mit den Köpfen?« fragte Suko. »Wieso stehen sie dort in den Käfigen?«

Shury winkte ab. »Sie gehören nicht den Menschen, die wir haben verschwinden lassen, nein, es sind die Schädel der ehemaligen Skelette. Wir gehen da getrennt vor. Erst die Knochenköpfe, dann der übrige Teil des Körpers. Keine Sorge, es sind nicht deine Brüder und Schwestern, wie man immer so schön sagt. Sie verspüren auch keine Schmerzen…«

»Aber sie haben die Haut«, knirschte Suko. »Und Ihr verdammter Helfer hat sie vorher…«

»Na und?«

Suko ballte die Hände. In seinem Innern kochte der Zorn. Er war ein Mensch, der sich sehr beherrschen konnte. In diesen Augenblicken jedoch drehte er fast durch, und er wußte auch, daß es bald soweit war.

Irgendwann war der Punkt erreicht, wo er sich auf die Kerle stürzen würde und…

»Leider ist etwas schiefgelaufen«, unterbrach Shury seine Gedankengänge. »Ein Kopf wurde von einer Angestellten entdeckt. Ein Versehen, und wir konnten sie auch nicht sofort erledigen, denn es befanden sich zu viele normale Gäste innerhalb des Lokals. Sie hat geschrien. Die Schreie wurden gehört. Uns blieb nichts anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Die Polizei kam. Sie nahm den Kopf mit.« Er lächelte schmal. »Bevor jedoch eine große Untersuchung gestartet werden konnte, gelang es mir, die Leute davon zu überzeugen, daß alles nur ein Scherz gewesen war. Ich bewies den Polizisten, daß kein echter Kopf vorlag, und erklärte ihnen, daß der Spaß für einen guten Bekannten gedacht war. Das schluckten sie schließlich auch, bestanden allerdings darauf, den Schädel mitzunehmen. Ich konnte es nicht riskieren, das Mädchen Maria aus dem Weg zu räumen. Es war auch nicht nötig, da Maria den Verstand verloren hatte. Sie war wahnsinnig geworden, so schnell ging das. Niemand würde ihr mehr glauben. Auch die Polizisten kamen nicht mehr zurück. Ich hatte mich schon damit abgefunden, als du mit dem Geisterjäger auftauchtest. Natürlich kenne ich John Sinclair. Wer kennt ihn nicht, unseren Todfeind? Bisher war es mir gelungen, ihm aus dem Weg zu gehen, doch als ihr kamt, da wußte ich, daß es zu einer Entscheidung kommen würde. Es kann nur einen Sieger geben. Das werde ich sein. Mein Pech war allerdings der Mann mit der Säge. Er befand sich gerade zu dem Zeitpunkt unterwegs, als ihr eintraft. Nun ja, er hat die neuen Opfer gebracht, denn Kalifato will etwas sehen. Wir arbeiten ihm zu langsam. Alle Menschen aus der Leichenstadt sollen wieder das werden, was sie einmal waren. Nur mit dem einen Unterschied: Sie besitzen keine Seele mehr.«

Suko hatte noch eine Frage. »Sind die Opfer tatsächlich tot, die ihre Haut geben mußten?«

»Natürlich, was sonst?«

Der Chinese schluckte.

»Aber du wirst nichts finden«, fuhr Shury fort. Er deutete über die Schulter. »Es gibt hier noch einen Keller, wo meine magische Säure alle Spuren vernichtet. Auch du wirst bald mit ihr Bekanntschaft machen, denn ich hätte nicht gedacht, daß es so einfach sein würde,

dich in die Gewalt zu bekommen. Sogar freiwillig bist du zu uns gelangt, und Kalifato wird einen Diener mehr bekommen.« Er drehte sich um und schaute auf den Tisch, wo die Skelette lagen. »Du kannst dir eins aussuchen, Chinese. Willst du das erste, das zweite oder…?«

»Ich will dich!« brüllte Suko und schoß mit einem blitzschnellen Sprung in die Höhe…

***

Der Inspektor war waffenlos, konnte sich nicht mehr wehren, aber er hatte einen Punkt erreicht, wo ihm alles egal war. Und wenn er Shury mit bloßen Händen angriff, diesem Menschen konnte er einfach nicht mehr länger zuhören.

Der Ungar erschrak. Er sah Suko wie einen Rachegeist vor sich auftauchen und auch dessen Hände. Da traf ihn schon der erste Schlag.

Eigentlich waren es zwei. Die Handkanten kamen von links und rechts, und die Treffer sollten den Mann zu Boden schmettern, doch dem gelang es, mit einer gedankenschnellen Drehung zu entkommen.

So streiften die Handkanten seinen Körper nur, und bevor Suko zum zweiten Mal zuschlagen konnte, da hatte Shury die Befehle bereits gegeben.

»Packt ihn!«

Sie stürzten sich auf den Chinesen. Und sie waren wirklich wie Roboter.

Kunstmenschen, die keine Seelen mehr besaßen, aber auch keine Schmerzen verspürten.

Suko räumte auf. Er setzte sich durch, schaffte sich die dämonischen Diener aus dem Weg. Körper wirbelten durch die Luft, krachten zu Boden, standen wieder auf und griffen erneut an.

Der Weg zum Ausgang war Suko versperrt. Er hatte die untersten Stufen der Treppe schon entdeckt, aber er konnte sie nicht erreichen. Zudem griff noch ein anderer ein.

Der Mann mit der Säge!

Das hohe, singende Geräusch übertönte selbst das Klatschen der Schläge, und als jemand dem Chinesen die Beine wegriß, da schaffte es Suko nicht mehr auf den Füßen zu bleiben.

Er fiel nach vorn.

Aufgefangen wurde er von kräftigen Fäusten. Auf einmal war auch Margie da. In ihren Augen leuchtete der Tod. Sie wühlte ihre Hände in Sukos Haar, kreischte dabei und half mit, den Chinesen zu Boden zu drücken, um ihm keine Chance mehr zu geben.

Im nächsten Moment knieten sie sich auf ihn. Schwere Körper, die ihn gegen den rauhen Stein drückten. Aus eigener Kraft konnte sich der Chinese nicht befreien. Der Mann mit der Säge hatte alle Chancen,

um ihn auf schreckliche Art und Weise zu töten.
Die Kunstmenschen hatten sich auf Suko geworfen und hielten ihn fest.
Nur Jorge Shury nicht. Er war zurückgesprungen, hatte die Arme hochgerissen und stand da wie ein Teufel. Seine Hände waren gespreizt. Er bewegte die Finger, schloß und öffnete die Hände, während ein grimassenhaftes Grinsen sein Gesicht verzerrte.
Ruckartig drehte er seinen Kopf nach links, wo der Mann mit der Säge lauerte.
»Pack ihn dir!« schrie er. »Los, pack ihn, und säge ihn meinetwegen in Stücke, den Bastard!«
Der Unhold näherte sich. Im düsteren Kellerlicht wirkte er noch schauriger und dämonischer. Die kalten, erbarmungslosen Augen leuchteten stärker auf und erinnerten an blaue Kometen.
Von dieser Bestie hatte Suko kein Pardon zu erwarten. Trotz seiner Lage fragte er sich, mit wem er es zu tun hatte. Es mußte ein gefährlicher Dämon sein und ein sehr mächtiger, wenn er den Silberkugeln widerstand.
Schritt für Schritt kam er näher. Er hielt die Säge so, daß die Schneideseite auf Suko zeigte. Nur zu bücken brauchte er sich, um ihm mit dem Blatt die Kehle zu durchtrennen…
»Beeil dich!« schrie Jorge Shury. Er konnte es kaum erwarten, Suko als Leiche vor seinen Füßen liegen zu sehen.
»Wenn du ihn töten läßt, wirst auch du sterben«, sagte plötzlich eine kalte Stimme…

***

Ich war gekommen!
Und ich stand an der Treppe. In der linken Hand hielt ich den Käfig mit den beiden künstlichen Köpfen, in der rechten meine Beretta, und vor meiner Brust hing das Kreuz.
Lange hatte ich gezögert, denn ich sah Suko nicht in unmittelbarer Lebensgefahr. Zudem wollte ich erfahren, wie alles zusammenhing. Das war nun geschehen. Ich wußte jetzt, wer sich für dieses Grauen verantwortlich zeigte.
Dahinter steckten die Großen Alten und auch Izzi, der Höllenwurm. Er also hatte Asmodinas Vermächtnis übernommen. Zum Glück hatten wir früh genug davon erfahren, bevor ein größeres Unheil gestiftet werden konnte.
Nun war der Zeitpunkt da. Jedes Zögern hätte meinem Freund das Leben kosten können.
Die Worte hatten gewirkt. Nicht nur Shury war erstarrt, auch seine Helfer.
In der herrschenden Stille klang das Geräusch der laufenden Säge

doppelt laut. Der Mann in der Lederkleidung war in seiner gebückten Haltung geblieben. Er schien eingefroren zu sein.

Shury schaute mich an. Sein Gesicht verzerrte sich vor Wut. Dann wanderte sein Blick und blieb auf dem Käfig hängen, den ich in meiner rechten Hand trug.

»Es waren deine letzten Opfer!« erklärte ich mit fester Stimme.

Er schüttelte den Kopf. »Das ist noch nicht sicher«, gab er zurück. »Bisher hat mich keiner geschafft — keiner!«

»Shury, das Spiel ist aus. Es war verdammt raffiniert eingefädelt, ich gebe es zu, aber ich kann nicht verstehen, daß ein Mensch so grausam ist. Haben Sie überhaupt nichts mehr, was an Anstand oder…?«

Sein Lachen unterbrach mich. »Spar dir die Moralreden, Geisterjäger, spare sie dir. Ich bin froh, daß du den Weg gefunden hast. Dann brauchen wir dich nicht mehr zu suchen. Du wirst mit deinem Freund gemeinsam sterben, denn meine Diener sind durch Kugeln…«

Ich ließ ihn nicht aussprechen.

Als ich meine linke Hand öffnete, fiel der Käfig scheppernd zu Boden.

Das Geräusch schwang noch als Echo in der Luft, als ich mich bereits vorwarf und auf Shury zusprintete.

Damit hatte er nicht gerechnet. Sein Gesicht wurde starr. Danach zeichnete sich der Schrecken ab, und einen Augenblick später hatte ich ihn im Griff.

Mit dem linken Arm umkrallte ich seinen Hals, riß den Mann zurück und preßte ihm die Mündung der Waffe gegen die Schläfe. »Und jetzt hör genau zu!« zischte ich. »Ich habe deine Worte vorhin verstanden und weiß auch, daß du kein Dämon bist. Also kann ich dich mit einer Kugel töten. Das werde ich auch, wenn du deinen Freunden nicht befiehlst, den Inspektor loszulassen. Verstanden?«

»Ja!« keuchte er.

»Dann gib ihnen den Befehl!«

Noch zögerte Shury. Er war sehr tief gefallen in den letzten Sekunden.

Hatte sich so sehr als der große Gewinner gefühlt und befand sich nun auf der Verliererstraße. Das war nicht einfach zu verkraften, doch darauf konnte und wollte ich keine Rücksicht nehmen.

»Mach es!«

Röchelnd saugte er die Luft ein. Dann drangen seine Worte abgehackt über die Lippen: »Laßt ihn los!«

Es kam mir vor, als hätten die Kunstmenschen ihn nicht verstanden oder nicht verstehen wollen, denn sie schauten uns an und blieben in ihrer Haltung. Aber sie lockerten die Griffe, und das mußte Suko gespürt haben. Er übernahm selbst die Initiative.

Plötzlich wuchtete er sich vor.

Seine Arme wurden zu Windmühlenflügeln. Er schleuderte die

nächstbesten Gegner zur Seite, die er zu fassen bekam. Sie überrollten sich am Boden, wollten sich wieder auf die Füße stemmen, doch da war Suko wie ein Schatten in die Höhe gesprungen und räumte andere zur Seite.

»Okay, John!« schrie er, sprang zurück und ließ den Mann mit der Säge nicht aus den Augen.

»Hast du deine Waffen?« brüllte ich.

»Nein!«

Die Lage war gespannt. Ich merkte auch, daß sich Shury versteift hatte.

Wie ich ihn einschätzte, suchte er nach einem Weg, um mich zu erledigen. Wenn der Inspektor sich erst wieder bewaffnet hatte, war es für den Ungarn zu spät.

»Mach keinen Unsinn!« flüsterte ich scharf. »Rühr dich nicht!«

Suko blieb auch nicht untätig. Bevor Margie sich versah, hatte Suko sie gepackt. Seine Finger wühlten sich in ihr Gesicht, und ich sah, wie sich durch den Druck Haut zusammenschob und auch verzog, so daß ein Teil ihres skelettierten Halses zu sehen war. In diesem Augenblick erfuhr ich das Geheimnis dieser Kunstmenschen, sah das in der Praxis, was ich in der Theorie gehört hatte.

»Wo sind meine Waffen?« fuhr Suko die Frau an.

»Ich… Ich…«

»Sag es!« schrie Suko. Er schüttelte sie durch, war wie von Sinnen.

»Nebenan, wo…«

Suko schleuderte die Frau herum. Dann hieb er seine andere Hand in ihren Nacken und drückte sie vor sich her. »Du wirst mich führen. Wehe dir, wenn du gelogen hast…«

»Nein, nein, ich…«

Die Situation hatte sich ein wenig entspannt.

Sollten wir die Auseinandersetzung tatsächlich noch gewinnen, dachte ich darüber nach, was ich mit den Kunstmenschen anstellen sollte.

Als einzige Möglichkeit fiel mir die Säure an. Es war am besten. Ich hatte es hier auch nicht mit normalen lebenden Personen zu tun, sondern mit Wesen, die keine Seele besaßen und nicht mehr als Roboter waren.

Suko hatte die Tür erreicht. Die Frau mußte sie ihm öffnen, so daß mein Partner einen Blick in den dahinterliegenden alten Kellerraum werfen konnte.

»Mein Gott, John, das stimmt tatsächlich…«

Er mußte Schreckliches gesehen haben. Auf meinem Rücken zog sich die Haut zusammen. Ich sagte jedoch nichts, sondern wartete ab, ob etwas geschah.

Wichtig war nicht nur Jorge Shury, sondern auch der Mann mit der

Säge.

Hinter sein Geheimnis war ich bisher noch nicht gekommen, und er hatte sich auch ziemlich unbeteiligt in den letzten Minuten gegeben.

Das änderte sich nun.

Ein Ruck ging durch seine Gestalt, so, als hätte er einen für mich unhörbaren Befehl bekommen. Dann drehte er sich um und schaute uns an.

Kalte, erbarmungslose blaue Augen!

Verdammt, die hatte ich schon mal gesehen. Sicher, jetzt wußte ich es.

Meine Güte…

Bei Belphégor, dem Dämon mit der Flammenpeitsche, hatte ich diese Augen zum ersten Mal gesehen. Und der Blick war mir in bleibender Erinnerung geblieben.

Jahrelang war Belphégor in der Mikrowelt verschollen gewesen. Sollte er jetzt zurückgekehrt sein?

»Bist du es?« fragte ich.

Er gab mir keine Antwort.

Dafür vernahm ich gellende Schreie aus dem Nebenraum, wo Suko mit der Frau verschwunden war. Sie waren für den Mann mit der Säge ein Startsignal, denn plötzlich warf er sich in unsere Richtung…

***

Mit diesem Angriff hatte ich wirklich nicht gerechnet. Vor allen Dingen deshalb nicht, weil zwischen mir und dem Ledermann noch der Ungar Jorge Shury stand.

Für mich kam es auf Bruchteile von Sekunden an. Ich riß die Beretta vom Hals des Mannes weg und schoß.

Zu verfehlen war der Unhold nicht. Meine Kugel hieb genau ins Zentrum, aber sie stoppte ihn nicht. Trotz des Treffers in die Brust marschierte er weiter und stellte auch seine Säge nicht ab.

Die nächsten Augenblicke zählten zu den grauenhaftesten in meinem Leben. Wieder einmal wurde mir mit aller Härte und Deutlichkeit demonstriert, wie gefährlich und brutal diese Dämonen waren. Wenn es um alles ging, nahmen sie keine Rücksicht aufeinander. Der Ledermann mußte bemerkt haben, daß die Aktien des Jorge Shury sanken, sonst hätte er es mit dieser Attacke sicherlich nicht versucht.

Laut und pfeifend vernahm ich das hohe Singen des Sägeblatts. Es war so verdammt nah, nur eine Gesichtsbreite trennte uns voneinander. Und dann auch nicht mehr.

Die Säge traf ihr Ziel.

Ich hörte das Schreien des Mannes und ließ den Ungarn los. Vielleicht konnte er sich noch aus eigener Kraft befreien, aber dieser erste Angriff hatte ihn so fertiggemacht, daß er nicht weglief, sondern

nach vorn und damit gegen den Mann mit der Todessäge sackte.

Überall in der unmittelbaren Umgebung war plötzlich Blut zu sehen, und das Schreien des Ungarn verstummte.

Dafür drehten die Kunstmenschen durch.

Irgendwie mußten sie mit dem großen Herrn und Meister in Verbindung gestanden haben. Sein Tod störte sie, und sie warfen sich auf den Mann mit der Säge, der über sein Opfer gebeugt stand.

Ich kam nicht mehr dazu, auf ihn zu feuern oder mein Kreuz einzusetzen, denn die anderen deckten ihn ab.

Auch mich verschonten sie nicht. Plötzlich tauchten die Gesichter vor mir auf. Anne griffen nach mir, wollten mich zu Boden schlagen. Die Mörderblicke der Augen schienen mich zu durchbohren, und innerhalb des Kellers breitete sich ein gewaltiges Chaos aus.

Als ich einmal durch eine Lücke zwischen den Leibern schauen konnte, da sah ich den Tisch, wo sich die Skelette erhoben und ebenfalls eingreifen wollten.

Im gleichen Augenblick erschien Suko. Mit seinen Waffen.

Ich erhaschte noch einen Blick auf sein kalkweißes Gesicht, dann schüttelte er die drei Riemen der Dämonenpeitsche aus und kümmerte sich um die Skelette.

Was Silberkugeln nicht schafften, das hoffte er, durch die Peitsche bringen zu können.

Die Kunstmenschen kämpften lautlos, während ich keuchte und ächzte.

Dazwischen war auch dieser hohe, singende Ton der Säge zu hören, der mich fast wahnsinnig machte. Ich wollte und mußte mir einen Weg zu diesem Mann freikämpfen, doch die Körper der anderen standen wie eine Mauer. Sie drängten mich zurück.

Mit den Fäusten wehrte ich mich, schmetterte sie in leblose Gesichter, schlug sie gegen die Körper und trat auch um mich, aber ich konnte mir keine Gasse freikämpfen.

Fielen welche hin, kamen sie wieder hoch.

Einer allerdings verschaffte sich freie Bahn. Das war Suko. Seine Dämonenpeitsche räumte furchtbar unter den Kunstmenschen auf.

Der Unhold drehte ebenfalls durch.

Wieder war es mir gestattet, für einen Moment freien Blick zu bekommen. Da sah ich ihn. Er stand auf der Stelle, drehte sich und hielt die Säge in Kopfhöhe.

Er traf sein Ziel.

Es war grauenhaft.

Ein Schlag riß meinen Kopf in den Nacken. Ich fiel gegen die Wand.

Gleich drei stürzten sich auf mich. Ich wuchtete mich wieder vor und schlug die künstlichen Menschroboter zur Seite.

Freie Sicht.

Suko wirbelte wie ein Berserker. Seine Dämonenpeitsche zerstörte die Leiber aus unheiliger Erde. Im wahrsten Sinne des Wortes flogen da die Fetzen.

Und der Kerl mit der Säge?

Es war mir nicht aufgefallen, daß ich in den letzten Sekunden das Geräusch nicht mehr vernommen hatte. Ich sah ihn auch nicht, konnte mich allerdings nicht weiter darum kümmern, denn der Kampf ging weiter.

Wir schafften sie schließlich. Den Hauptanteil daran trug Suko mit seiner Peitsche.

Und wir kamen so weit, daß alle Roboter, die wie Menschen aussahen, zerstört wurden.

»Mein Gott«, sagte ich nur und schaute dorthin, wo Jorge Shury inmitten einer großen Blutlache lag.

Seine Diener hatten sich um ihn herum verstreut. Aus ihren Körpern stieg Qualm. Die Peitsche hatte tiefe Wunden gerissen, und eine starke Magie zerstörte sie weiter.

»Komm mit«, sagte Suko.

Ich folgte meinem Freund. Er brachte mich dorthin, wo sich die Säure befand.

Eine dicke, bläulich schimmernde Flüssigkeit schwappte in einem großen Bassin.

Sie fraß alles.

Nur ein paar Metallteile und Haare schwammen noch auf der Oberfläche. »Der Rest von Margie«, sagte Suko.

»Hast du sie…?«

»Ja, ich mußte es tun.«

Wir gingen wieder zurück. Obwohl es keine angenehme Aufgabe war, drehte ich Jorge auf den Rücken und suchte in seiner Kleidung. Schnell hatte ich das Vermächtnis der Asmodina gefunden.

Suko schaute mich erstaunt an, als ich noch einmal in den anderen Raum ging. Er folgte mir nicht, und so konnte er nicht sehen, daß ich die Rolle in die Säure warf.

Sie löste sich auf.

Ich blieb so lange stehen, bis nichts mehr zu sehen war.

Zufrieden ging ich zurück.

»Das hätten wir«, sagte der Inspektor. »Fehlt uns nur noch der Mann mit der Säge.«

Verdammt, der war verschwunden.

Wir durchsuchten den Keller, fanden noch weitere verliesartige Räume und entdeckten in einem auch das Personal aus dem Restaurant. Nicht tot, nur bewußtlos.

Aber keine Spur von dem Unhold.

Nach der erfolglosen Suche verließen wir den Horror-Keller, wo alles

zerstört worden war. Auch die Köpfe, die in den Käfigen gestanden hatten.

Wir gingen langsam zu meinem Wagen. »Ich lasse die Mordkommission herkommen«, sagte ich.

Suko nickte nur.

»John, verdammt, komm her!«

Ich flitzte aus dem Fahrzeug.

Suko deutete zur Mühle hin. Auf dem runden Dach, genau zwischen zwei Flügeln, stand der Mann mit der Säge. Sie hielt er jetzt in der linken Hand. Und sie war deshalb besonders gut zu erkennen, weil sie von einer flammenden Peitsche angeleuchtet wurde, die er mit der anderen Hand festhielt.

Der Hexer mit der Flammenpeitsche! »Belphégor« stöhnte ich. »Darf es denn wahr sein!«

Es entsprach den Tatsachen, die der Dämon mit einem schrecklichen Lachen noch untermauerte.

Dann puffte eine Flammenwand hoch und verschluckte ihn.

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe John Sinclair Nr. 18 »Die Hexenmühle«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 222 »Schlucht der stummen Götter«
[3]Siehe John Sinclair Nr. 203 »Um Mitternacht am Galgenberg«